Aus
Natur und Geisteswelt

95

J. v. Negelein

Germanische Mythologie

Dritte Auflage

B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Die Sammlung
„Aus Natur und Geisteswelt"

nunmehr über 800 Bände umfassend, bietet wirkliche „Einführungen" in abgeschlossene Wissensgebiete für den Unterricht oder Selbstunterricht des Laien nach den heutigen methodischen Anforderungen und erfüllen so ein Bedürfnis, dem weder umfangreiche Enzyklopädien noch skizzenhafte Abrisse entsprechen können. Die Bände wollen jedem geistig Mündigen die Möglichkeit schaffen, sich ohne besondere Vorkenntnisse an sicherster Quelle, wie sie die Darstellung durch berufene Vertreter der Wissenschaft bietet, über jedes Gebiet der Wissenschaft, Kunst und Technik zu unterrichten. Sie wollen ihn dabei zugleich unmittelbar im Beruf fördern, den Gesichtskreis erweiternd, die Einsicht in die Bedingungen der Berufsarbeit vertiefend.

Die Sammlung bietet aber auch dem Fachmann eine rasche zuverlässige Übersicht über die sich heute von Tag zu Tag weitenden Gebiete des geistigen Lebens in weitestem Umfang und vermag so vor allem auch dem immer stärker werdenden Bedürfnis des Forschers zu dienen, sich auf den Nachbargebieten auf dem laufenden zu erhalten. In den Dienst dieser Aufgaben haben sich darum auch in dankenswerter Weise von Anfang an die besten Namen gestellt, gern die Gelegenheit benutzend, sich an weiteste Kreise zu wenden.

Seit Herbst 1925 ist eine Neuerung insofern eingetreten, als neben den Bänden im bisherigen Umfange solche in erweitertem, etwa anderthalbfachem zu 1½fachem Preise ausgegeben werden, weil abgeschlossene Darstellungen größerer Gebiete auf beschränkterem Raume heute schwer möglich sind. Diese Bände, die die Nummern von 1001 ab tragen, erscheinen, um die Einheitlichkeit der Sammlung zu wahren, in der gleichen Ausstattung wie die übrigen Bände. Sie sind nur auf dem Rückentitel durch je ein Sternchen über und unter der Nummer besonders gekennzeichnet.

Alles in allem sind die schmucken, gehaltvollen Bände besonders geeignet, die Freude am Buche zu wecken und daran zu gewöhnen, einen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden.

Jeder der meist reich illustrierten Bände
ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Leipzig, im August 1927. **B. G. Teubner**

Ein vollständiges nach Wissenschaftsgebieten geordnetes Verzeichnis versendet auf Wunsch der Verlag, Leipzig, Poststraße 3/5

Zur Religion

sind bisher erschienen:

Einführung in die Theologie. V. Past. M. Cornils. (Bd. 347.) — Grundfragen der Religion

Einführung in die Religionsphilosophie. Von Generalsuperintendent D. Dr. P. Kalweit. 2. Aufl. (Bd. 225.)

Glauben und Wissen. Von Privatdozent Studienrat D. W. Bruhn. (Bd. 730.)

Palästina und seine Geschichte. Sechs volkstümliche Vorträge. Von Prof. Dr. H. Freiherr v. Soden. 4. durchges. Aufl. Mit 1 Plan von Jerusalem u. 3 Ansichten des Heiligen Landes. (Bd. 6.) — Das Heilige Land

***Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden.** Nach den neuest. Ausgrabungen u. Forschungen dargest. v. Oberstudienrat Prof. Dr. P. Thomsen. 3. Aufl. Mit zahlr. Abb. (Bd. 260.)

Das Alte Testament. Seine Entstehung und seine Geschichte. Von Oberstudienrat Prof. Dr. P. Thomsen. (Bd. 669.) — Zum Alten Testament

Die Grundzüge der israel. Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. Fr. Giesebrecht. 3. Aufl. Von Prof. Dr. A. Bertholet. (Bd. 52.)

Der Text d. Neuen Testaments nach seiner gesch. Entwicklg. Von Prof. Lic. A. Pott. 2. Aufl. Mit 8 Tafeln. (Bd. 134.) — Zum Neuen Testament

Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Kirchenrat D. P. Mehlhorn. 3. umg. Auflage. (Bd. 137.)

Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zum quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Geh. Kirchenrat Prof. D. Dr. H. Weinel. 4. Aufl. (Bd. 46.)

Die Bergpredigt, ihr Aufbau, ihr ursprüngl. Sinn u. ihre Echtheit, ihre Stellung in der Religionsgesch. u. ihre Bedeutung für die Gegenwart. V. Geh. Kirchenrat Prof. D. Dr. H. Weinel. (Bd. 710.)

Der Apostel Paulus und sein Werk. Von Professor Dr. E. Vischer. 2. Aufl. (Bd. 309.)

Das Christentum im Kampf u. Ausgleich mit der griechisch-römischen Welt. Studien und Charakteristiken aus seiner Werdezeit. Von Professor Dr. J. Geffcken. 3., völl. umg. Auflage. (Bd. 54.) — Zur Geschichte des Christentums

Geschichte der christlichen Kirche. Von Prof. Dr. H. Freiherr v. Soden. I. Die Entstehung der christlichen Kirche. (Bd. 690.) II. Vom Urchristentum zum Katholizismus. Die frühkatholische Entwicklung der christl. Kirche b. z. Konstantin. Kirchenfrieden. (Bd. 691.)

Martin Luther und die deutsche Reformation. Von Prof. Dr. W. Köhler. 2. Auflage. Mit 1 Bildnis. (Bd. 515.)

Zur Geschichte des Christentums

Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Professor Dr. H. Boehmer. 4., gänzlich neubearbeitete Auflage. (Bd. 49.)

Staat und Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnis seit der Reformation. Von Pastor Dr. A. Pfannkuche. (Bd. 485.)

Zur Religion der Gegenwart

Die nichtchristlichen Kulturreligionen in ihrem gegenwärtigen Zustand. Von Prof. D. Dr. C. Clemen. I. Die japanischen u. chinesisch. Nationalreligionen. Der Jainismus u. Buddhismus. II. Der Hinduismus, Parsismus u. Islam. (Bd. 533/34.)

Die religiöse Bewegung der Gegenwart. Von Oberstudiendirektor Lic. Dr. K. Kesseler. (Bd. 840.)

Die evangelische Mission. Geschichte. Arbeitsweise. Heutiger Stand. Von Pastor S. Baudert. (Bd. 406.)

Die religiöse Erziehung in Haus und Schule. Von Prof. Dr. Fr. Niebergall. (Bd. 599.)

Okkultismus, Spiritismus und unterbewußte Seelenzustände. Von Dr. R. Baerwald. (Bd. 560.)

Theosophie und Anthroposophie. Von Prof. D. W. Bruhn. (Bd. 775.)

Allgemeine Religionsgeschichte, insbes. außerchristliche

Einführung in die vergleichende Religionsgeschichte. Von Hofrat Prof. D. Dr. K. Beth. (Bd. 658.)

Mystik in Heidentum und Christentum. Von Prof. D. Dr. Edv. Lehmann. 3. Aufl. Vom Verfasser durchges. Übersetzung von Anna Grundtvig, geb. Quittenbaum. (Bd. 217.)

Weltentstehung in Sage und Wissenschaft. Von Prof. Dr. K. Ziegler und Prof. Dr. S. Oppenheim. Mit 4 Figuren im Text. (Bd. 719.)

Weltuntergang in Sage und Wissenschaft. Von Prof. Dr. K. Ziegler und Prof. Dr. S. Oppenheim. (Bd. 720.)

Die geistige Kultur der Naturvölker. Von Professor Dr. K. Th. Preuß. 2. Aufl. (Bd. 452.)

Das Leben nach dem Tode im Glauben der Menschheit. Von Prof. D. Dr. C. Clemen. (Bd. 544.)

Leben u. Lehre d. Buddha. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. R. Pischel. 4. Aufl., durchges. von Privatdozent Dr. J. Nobel. Mit 1 Doppeltafel. (Bd. 109.)

Die Religion der Griechen. Von Professor Dr. E. Samter. Mit einem Bilderanhang. 2. Aufl. (Bd. 457.)

Germanische Mythologie. Von Professor Dr. J. v. Negelein. 3. Auflage. (Bd. 95.)

Die mit * bezeichneten und weitere Bände befinden sich in Vorbereitung.

AnF
N3843g

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

95. Bändchen

Germanische Mythologie

Von

Julius von Negelein

Dritte Auflage
11. bis 15. Tausend

186242
4
33
25

Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1919

Schutzformel für die Vereinigten Staaten von Amerika:
Copyright 1919 by B. G. Teubner in Leipzig

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten

Printed in Germany

Vorwort.

„Das Publikum ... verlangt ... an jeden, daß er in seinem Fache bleibe und dieses Ansinnen hat auch guten Grund. ... Daher will man, daß ein Talent ... aus seinem Kreise sich nicht entferne oder wohl gar in einen weit abgelegenen hinüberspringe. Wagt es einer, so weiß man ihm keinen Dank, ja man gewährt ihm, wenn er es auch recht macht, keinen besondern Beifall. Nun fühlt aber der lebhafte Mensch sich um sein Selbstwillen, und nicht fürs Publicum da, er mag sich nicht an irgend einem Einerlei abmüden und abschleifen, er sucht sich von anderen Seiten Erholung. Auch ist jedes energische Talent ein allgemeines, das überall hinschaut und seine Tätigkeit da und dort nach Belieben ausübt. ... Auf tausenderlei Weise erscheint dieses Bedürfnis dem wirksamen Menschen aufgedrungen."

Wenn ich, der ich als Orientalist die in frühen Jugendjahren gepflückten Früchte meiner wissenschaftlichen Muße dem weiteren Kreise der Gelehrten von neuem hiermit vorlege, diese Worte Goethes mir zu eigen zu machen wage, so geschieht es nicht so sehr um der Person als um der Sache willen. Eine jede Wissenschaft muß, wenn sie eine gewisse Reife erlangt hat, aus dem engen Kreise ihrer ursprünglichen Bearbeiter und Förderer an das Licht des Tages treten, muß sich ihre Verwertung, selbst Umwertung im Sinne des gesamten wissenschaftlichen, ja religiösen und vielleicht sogar politischen Lebens unserer Zeit gefallen lassen.

Die Eigenart meines Büchleins ist darin gefunden worden, daß es in höherem Grade als andere Arbeiten das entwicklungsgeschichtliche Moment, namentlich unter Hinweis auf die indische Mythologie, betont. Die dritte Auflage unterscheidet sich von den früheren denn auch dadurch, daß sie das Band zwischen Orient und Okzident noch fester knüpft. Natürlich sind auch jüngere Forschungsresultate verwertet und manche Einzelheiten verändert, hoffentlich verbessert worden. Dagegen mußten viele entbehrliche Hinweise, namentlich auf das jüngere Volkstum, sowie Allgemeinbetrachtungen, leider auch sämtliche Register, der Raumbeschränkung zum Opfer fallen. Von einer durchgreifenden Umgestaltung nahm ich Abstand. Sie hätte nur zerstören können, was ich ehemals zur Belehrung und Freude vieler aufgebaut habe.

Königsberg, im Mai 1919. **Der Verfasser.**

Inhaltsübersicht.

Seite

I. Einleitendes. Erklärungsmethoden 5
II. Der Merseburger Segen. Aus dem Sagenschatze der Edda. . 15
III. Die Hauptgottheiten als Gesamterscheinung 32
IV. Einzelne Götterwesen 53
V. Gruppengottheiten 66
VI. Naturdienst. Entthronte Gottheiten 83
VII. Tierkult 95
VIII. Der Kultus 104
IX. Die abgeschiedene Seele 116

I. Einleitendes. Erklärungsmethoden.

Wenn ich es im folgenden unternehmen will, von deutschem Geistesleben der Vergangenheit ein Bild zu entwerfen, so bin ich mir der Schwierigkeiten meines Unternehmens wohl bewußt. Unsere Zeit drängt so sehr auf den rohen Materialismus, die Überschätzung der toten Masse gegenüber dem lebendigen Geiste, des Nützlichen und Verständigen gegenüber dem Sittlichen und Vernünftigen hin, daß die Studiengebiete sämtlicher Geisteswissenschaften unter einer unverdienten Herabsetzung und Interesselosigkeit zu leiden haben, die ihre schädigende Wirkung auch auf populär-wissenschaftlichem Gebiete fühlbar macht. Eine zweite Schwierigkeit finde ich im Stoffe selbst. Er liegt von der Landstraße des allgemein Bekannten, Schulgemäßen offenbar weit ab. Denn während jeder Quintaner unserer höheren Lehranstalten ganze Götterstammbäume der Griechen und Römer auswendig hersagen kann, haben selbst die Musterschüler unserer Gymnasien von dem Glauben der eigenen Vorfahren kaum die vageste Vorstellung, und nicht besser steht es um unsere Gebildeten überhaupt. Diese Erscheinung läßt sich dadurch verstehen, daß unsere gesamte moderne Bildung auf dem klassischen Altertum beruht, welches uns in seine heitere Welt aus dem deutschen Bereiche der „Teufels-, Narren- und Totentänze" geführt hat. Das emsige Streben nach deutsch-nationaler Unabhängigkeit, dem wir jetzt überall begegnen, ist auf geisteswissenschaftlichem Gebiete kaum ein Jahrhundert alt, und kaum drei Generationen sind vergangen, seit die Begründer der deutschen Altertumswissenschaft, die Brüder Grimm, Deutschlands Glauben, Recht und Altertum, die sie viel zu tief gestellt sahen, neu zu beleben versprachen, um das Vaterland zu erheben. Noch immer können wir das Gold altdeutschen Glaubens nicht von den Schlacken gereinigt erkennen, mit denen eineinhalb Jahrtausende halbchristlicher oder christlicher Kultur es umgeben haben. Zwar ist es, dank den emsigen Forscherhänden zahlreicher fleißiger oder genialer Männer, dem Meere der Vergessenheit entrissen, doch hat der Schlamm fremder Glaubensmeinungen seinen natürlichen Glanz getrübt. Kein Deutscher hat die religiösen

Gebilde seiner heidnischen Zeitgenossen beschrieben. Römern oder römischen Priestern war diese Arbeit vorbehalten. Wie vieles mußten diese, durch Unkenntnis oder Haß mißleitet, verkennen oder verkehrt deuten! Wie ungleich günstiger sind die Bedingungen zur Erforschung einer Religion wie der des alten Indiens! *Inder* haben uns im Veda die reichsten Quellen zu ihrem Studium eröffnet, haben eine durch drei Jahrtausende sich hindurchziehende literarische Kontinuität gewahrt. *Inder* waren es, die ihre Schätze den abendländischen Forschern erschlossen, stolz auf ihren heidnischen Glauben und ihre Vorfahren. *Deutschen* Glauben und *deutschen* Religionsgebrauch zu pflegen schien dagegen dem ganzen christlichen Mittelalter wie Sünde und Frevel. Als aber die Welt erkannte, *wieviel* sie mit ihrer altheidnischen Tradition über Bord geworfen hatte, war es spät, vielleicht *zu* spät, der Bruch mit der Vergangenheit *zu* groß. Darum können wir jetzt sagen, daß wir zwar die Teile in der Hand haben, das geistige Band, das wirkliche Verständnis für das vorliegende Material, uns aber fehlt. So kommt es, daß der *eine* die ganze germanische Götterwelt in den Himmel verlegt und alle Gottheiten zu Winden oder Wolken, der *andere* zur Morgenröte, *ein dritter* zu Seelen Verstorbener macht, ohne zu bedenken, daß der Mythus, die religiöse Sage, doch nur ein kleiner Teil des Glaubenslebens unserer Vorfahren sein konnte, welches die Totalität urdeutschen Lebens, Empfindens und Handelns umschloß.

Zu allen diesen Mängeln gesellt sich ein scheinbar unbedeutender, geschichtlich aber höchst wirksam gewordener: unsere, durch die römisch-griechischen Ideale geleitete Geschmacksbildung *verwirft* die deutschen Götterfiguren, ihr Denken und Handeln und verleitet zu ihrer nicht bloß ästhetischen, sondern auch sachlichen Geringschätzung. Wir Deutschen schätzen Gehalt mehr als Form, Charakteristik mehr als Schönheit (Scherer); das Grandiose in Denken und Handeln zieht uns an, das Geheimnis- und Ahnungsvolle lockt uns. Wir haben Sinn für die Form, aber wir opfern sie gern einem höheren Gehalt. Der Humor spielt in unserem Volkstum wie in unserer Heidenreligion eine Rolle. So prallen deutsche Eigenart und römische Glätte noch heute gegeneinander. Es würde einer völligen Umbildung unseres Geschmacks bedürfen, wollten wir *das* zurückerwerben, was doch einst unser war; wollten wir eine Welt le-

bendig machen, deren Betrachtung doch die natürliche Vorbedingung sein muß für das Verständnis unserer Eigenart, ihres religiösen Instinktes, des Fortschrittes, den das Christentum unserer ethischen und kulturellen Entwicklung gebracht hat, ganz zu schweigen von der Bedeutung, die der Betrachtung jener alten Glaubensformen für die Gebiete der allgemeinen Religionsgeschichte und der Völkerkunde zukommt.

Unter den Quellen, die für die Erforschung der germanischen Mythologie in Betracht kommen, stehen zeitlich Cäsars „Essays über den Gallischen Krieg" obenan. Wir sind zu der Annahme berechtigt, daß er in seinen Nachrichten über deutsche Religion sich auf wenige, uns kaum verständliche Äußerlichkeiten beschränkte. Dazu kommt noch die gemeinschaftliche Eigentümlichkeit aller römischen Berichterstatter, ihre eigenen Gottheiten im fernen Auslande wiederfinden zu wollen, so daß wir, wenn wir die römische Bezeichnung eines deutschen Gottes hören, nicht sicher wissen, welcher damit gemeint sei. Wenn Cäsar also z. B. von der Verehrung von Sol, Vulcanus und Luna redet, so ist es wahrscheinlich, daß er einen Feuerkultus der Germanen damit bezeichnen will; die Versuche aber, diese drei Namen auf deutsche Gottheiten zu übertragen, müssen als vage und gescheitert gelten. Wie wenig Cäsar im übrigen auf dem Boden deutscher Religion zu Hause ist, geht daraus hervor, daß er, vielleicht zugleich um die Germanen den Römern gegenüber als niedrigstehende Volksstämme hinzustellen, von jenen behauptet, daß sie sich der Opfer nicht befleißigen. — Weit über alle seine Vorgänger und Nachfolger ragt der Römer Tacitus hervor, der in seiner Germania auf Grund teilweise nachprüfbarer, genauer Kenntnis Deutschlands ein scharfes Bild germanischen Lebens entwirft. Wenn er dem sittenverderbten Rom in germanischer Reinheit und Schlichtheit ein Musterbild vor Augen hält, wenn er dem übertriebenen Götzenbilderdienste seiner Vaterstadt die Naturverehrung des Barbarenlandes entgegenstellt, so mag er hier und da Idealist sein und zugunsten unserer Vorfahren färben. Andererseits ist seine unerbittliche Wahrheitsliebe, sein Römerstolz, seine Schätzung der Gefahr, die dem Weltreiche Rom von seiten dieses Naturvolkes drohte, nicht zu verkennen, und sein Lob ist demnach das schönste, das je erklingen kann: Feindeslob. Von größter Wichtigkeit sind ferner als unverfälschte Dokumente

die Funde römischer Inschriften, welche die Namen alter Gottheiten enthalten. Für die späteren Jahrhunderte fließen die Quellen weit weniger ergiebig und sind weniger zuverlässig. Zusammenfassende Beschreibungen deutschen Glaubens fehlen überhaupt, und so sind wir auf zufällige Äußerungen angewiesen, wie sie sich in den erhaltenen weltlichen oder kirchlichen Gesetzen und Verfügungen und in den Lebensbeschreibungen der Bekehrer finden. Diese Zeugnisse sind bei den südgermanischen Völkern meist in lateinischer, bei den Nordgermanen meist in nordischer Sprache abgefaßt. Das erste deutsche Schriftstück, das uns ein ungeahnt günstiger Zufall bewahrt hat, enthält die beiden sogenannten Merseburger Segen, die aus dem 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen und als Segensprüche, d. h. Zauberformeln für Beinbrüche oder Verrenkungen aufzufassen sind. Der unvergleichliche Wert dieser Urkunde besteht darin, daß sie mehrere Namen *südgermanischer*, also *deutscher* Gottheiten enthält, während wir im übrigen vorzugsweise auf *nordische* Quellen und deren Aufzählungen angewiesen sind. — Heidnische Ideen finden sich auf deutschem Boden noch beispielsweise in den großen erzählenden Gedichten des Mittelalters, in dem angelsächsischen Beowulf-Epos, dem Indiculus superstitionum und anderswo. Hervorzuheben sind auch die erst im vergangenen Jahrhundert gesammelten Sagen, Märchen und Gebräuche des heutigen Volkstums. Natürlich bedarf es bei ihrer Ausnutzung einer von Studium und Erfahrung geleiteten Kritik. Eine einseitige Verwerfung dieser Hilfsmittel wird andererseits der bisweilen nachweisbaren Tatsache, daß Märchen und Sagen oft viele Jahrhunderte überdauern und die ganze Erde durchwandern können, nicht gerecht und vermag sich mit dem Umstande nicht abzufinden, daß der in alten Sagenerzählungen erhaltene abergläubische Gebrauch bei manchen Völkern Jahrtausende überlebt hat. Namentlich aber ist für das Alter der Volkssitte die Tatsache überzeugend, daß sich die *gleiche* Zauberhandlung in ihrer ganzen Sonderart bei den verschiedensten Völkern des Erdballs wiederfindet. Dies ist aber nur möglich, wenn sie einer gewissen Entwicklungsstufe der Menschheit *notwendig* ist, wenn sie einem das menschliche Gehirn regierenden Naturgesetze den notwendigen Ausdruck gibt. So kommt es vor, daß namentlich angesichts eines Todesfalles manche Negervölker dieselben Gebräuche beobachten, die wir bei

unserem Volke als Erbteil unserer Vorfahren angewendet sehen. Daraus schließen wir mit Sicherheit, daß diese Sitten unter bestimmten äußeren Bedingungen überall auftauchen müssen und daß ihre Grundlage in der eigenartigen Beschaffenheit des menschlichen Gemütes liegt. Der Vorwurf, daß wir mit einem solchen Verfahren bloße äußere Ähnlichkeiten zusammenlaufen lassen, kann uns nicht treffen, weil es uns auf die Analogie des psychologischen Motivs, nicht auf die Ähnlichkeit der äußeren Form ankommt. Im Gegenteil sind alle Versuche, volkstümliche Sitten durch Wanderung oder gemeinschaftlichen Ursprung zu erklären, meist schon deshalb verfehlt, weil der Begriff der geschichtlichen Entwicklung auf diese Gebiete nicht anwendbar ist, vielmehr psychologische Neuzeugungen, nicht traditionelle Fortbildungen vorliegen.

Ärmlich wäre unsere Kenntnis altgermanischer Religion, wenn sie sich ausschließlich auf diese Quellen stützte. Der beklagenswerteste Mangel, das Fehlen einer von Heiden verfaßten Darstellung der mythischen Vorwelt, tritt deutlich hervor. Diesem Mangel hilft die altnordische Literatur mit ihrem wichtigsten Werke, der Edda, einigermaßen ab. Wir unterscheiden zwischen einer sogenannten älteren oder poetischen oder Saemundar-Edda und einer jüngeren oder prosaischen oder Snorra-Edda. Die Entstehungszeit und der Ursprungsort des köstlichen Werkes liegen in tiefes Dunkel gehüllt. Keiner seiner Abschnitte braucht seinem Inhalt nach älter zu sein als der Beginn der Christianisierung von Island, wo man seine wichtigste Handschrift auffand, kein Teil kann einer späteren Zeit als dem 13. Jahrhundert angehören. Daraus ergibt sich, daß wir mit der Einwirkung christlichen Glaubens, der schon i. J. 1000 den Sieg über Islands Bewohner errungen hatte, rechnen müssen. Nicht bloß einzelne rein christliche Stellen, sondern ganze Lieder, wie namentlich das berühmte Weltschöpfungsgedicht, sind christlicher Bearbeitung vielleicht unterworfen gewesen. Die Edda als eine ungetrübte Quelle altgermanischen Glaubens anzusehen, verhindert uns in jedem Falle schon ihre Form, der Schwung, die teilweise zur Mystik ausartende Tiefe und äußere Künstlichkeit ihrer Rede, die darauf schließen lassen, daß einzelne, hochbegabte Männer als Dichter in ihr reden, daß man also in den Mysterien der priesterlichen Sänger nichts weniger als volkstümliche Auffassungen wiederzufinden erwarten darf. In keinem Falle

kann Island die Heimat sämtlicher Edda-Lieder gewesen sein. Vielmehr ist ein großer Teil der in ihr verarbeiteten Sagenstoffe aus Norwegen eingeführt, von wo aus eine Kolonisation der Insel in frühen Tagen stattfand. Schon die Wikinger-Zeit, die ja einen vielverschlungenen Verkehr zwischen den germanischen Staaten veranlaßte, muß auch Sagen und Märchen nach dem Norden verpflanzt haben. Später hörte dieser Austausch ideeller und materieller Güter zwischen den Nordseevölkern und darüber hinaus niemals ganz auf. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß die Sprache der Dichtkunst, die jene Sängerschulen so vernehmlich redeten, erfahrungsmäßig stets über weite Zonen tönt, indem sie disharmonierende nationale Elemente umschlingt und versöhnt; und daß das Heidentum, wie überall, so auch hier das Gute nahm, wo es zu finden war, ohne daß es durch Aufnahme fremder Bestandteile dem eigenen religiösen System zu schaden gefürchtet hätte. So werden auch die Skalden und ihre Vorgänger sich den christlichen Ideen nicht verschlossen haben. Wir können diesen Einfluß eingestehen, ohne die Edda zu entwerten, die in einer erheblichen Anzahl ihrer Vorstellungen das Gepräge reinen Heidentums trägt. — An die eddische Poesie reiht sich die Periode der eigentlichen Skaldendichtung. Sie vertrat ursprünglich eine historische Richtung, spann aber ihre Erzählung mit überlieferten Motiven, die in älterer Zeit dem heidnisch-germanischen, später immer mehr dem christlichen Mythus angehörten, weiter. — Auch die vergleichende Sprachwissenschaft kommt unseren Untersuchungen zur Hilfe, indem sie uns das Verständnis zahlreicher, bei alten Schriftstellern und in Inschriften erhaltener Eigennamen oder Ortsbenennungen ermöglicht und auf diese Weise überraschende Schlüsse über Zeit und Ort des alten Götterdienstes gestattet, ja diesen bisweilen erst materiell erschließt. Von antiken Götterfiguren, die bis in unsere Zeit herübergerettet worden wären, läßt sich kaum reden. Sie waren dem zerstörenden Eifer der Bekehrer in besonders hohem Maße ausgesetzt. Eine Ausnahme machen nur einige prähistorische Funde und germanisch-römische Votivsteine mit Bilderschmuck. Unmittelbare Anschauungen alten Lebens und alter Kulturzustände können uns mithin nur die ins Werk gesetzten Ausgrabungen geben, die zur Kenntnis vieler kulturellen Einzelheiten, namentlich auch auf dem Gebiete des Bestattungswesens, gute Dienste leisten.

Wenn es dem eisernen Fleiß unserer Gelehrtenwelt überlassen bleiben muß, das überall zerstreute Material aus dem Munde des Volkes, aus Büchern, ja aus dem Schoße der Erde herbeizuholen, so stellt die mosaikartige Zusammensetzung des Stoffes — die unerläßliche Vorbedingung eines wirklichen sachlichen Verständnisses — Anforderungen, denen die Gegenwart noch in keiner Weise gewachsen ist.

Die älteste Auffassung der Sagenwelt war (wir sehen von der naiven ab, die auf dem Boden des alten Heidentums stand und das Überlieferte einfach für wahr hinnahm) die sog. euhemeristische, d. h. man stellte sich die heidnischen Götter, deren Existenz durch die Überlieferung verbürgt erschien, als mächtige Fürsten oder Zauberer vor. Später blühte, namentlich unter dem Einfluß der romantischen Schule, die symbolische, vorzugsweise natursymbolische Erklärungsmethode auf. Ihr waren die Gottheiten Symbole von Naturerscheinungen, so namentlich von der Morgensonne, Morgenröte — der Standpunkt von F. Max Müller, dem Begründer der vergleichenden Mythologie —, dem Nebel (A. Weber), dem Monde (Siecke). Jacob Grimm hat sich von den Einseitigkeiten solcher Deutungsversuche namentlich durch strenge und vielseitige Verwertung des von ihm großartig beherrschten sprachlichen Materials, das er oft phantastisch auslegte — ihm ist der Sprachgeist noch Volksgeist, dieser von poetischer Weihe umgehen — fern gehalten. Um so mehr verfielen seine Nachfolger und Nachahmer in schwere Fehler. Die damals junge, vergleichende Wissenschaft der indogermanischen Sprachen hatte die Hoffnung erweckt, ein Kulturbild der urältesten Vergangenheit aus der Geschichte der Wortbegriffe hervorzuzaubern. An diesem Werke halfen die vergleichenden Mythologen mit, indem sie, halb von der vorgefaßten Idee eines einheitlichen gemeinindogermanischen Kultus irgendwelcher Naturgegenstände ausgehend, die Namen verschiedener Gottheiten mehrerer Völker mit sprachlichen Gewaltmaßregeln zu einer Einheit zusammenzwängten (Apollo-Sanskrit-Agni, weil dieser einmal Saparyenya genannt wird, was zwar lautlich nicht zu Apollo paßt, aber doch passen könnte oder müßte [L. v. Schröder]), halb von der angenommenen Wesensgleichheit derselben auf sprachliche Zusammengehörigkeit schlossen. — In dieses Gewebe kam, gerade für die altdeutsche Religionsforschung wesentlich, der romantische Einschlag.

Aus der Vorstellung, daß das Altertum der Gegenwart an sittlicher Gesundheit, Frische und geistiger Kraft unendlich überlegen sei, flossen die bewundernden Darstellungen der altnordischen Gottheiten mit ihren starken Männern und keuschen Frauen, wobei die Erscheinungen des nordgermanischen Pantheons wie selbstverständlich auf den Süden übertragen wurden. Die tief in der Romantik wurzelnde Meinung von der poetisch veranlagten, in keuscher Unschuld das Richtige treffenden Volksseele erzeugte eine übertriebene Wertschätzung der Volkssagenwelt, der Märchenliteratur mit ihrer ungeheuren Gestaltenfülle, deren Motive zweifellos ein hohes Alter haben können, deren Einzelheiten aber vielfach jüngsten Datums sind. In lokalen Gebräuchen sah man damals Abbilder erhabener Naturvorgänge, welche das menschliche Auge und Herz gefesselt hätten und dadurch zum Ausgangspunkte der gesamten Religion geworden wären (Gewittermythologie). Alle diese Hypothesen standen auf dem überaus schwankenden Boden teils voreingenommener Meinung, teils vager, an sprachliche Scheinähnlichkeiten sich anklammernder Argumente. — Leider bildete sich schon damals eine feste Terminologie heraus, deren Unklarheiten nicht gehoben werden konnten. Demgegenüber bedeutet die von Taylor ins Leben gerufene ethnographische (völkerpsychologische) Richtung zweifellos einen bedeutenden Fortschritt, zum mindesten insofern, als sie das Tatsachenmaterial ins Ungeheure vermehrt. Die Engländer hatten bei ihren weltumspannenden Eroberungsgelüsten reichliche Gelegenheit, fremde Völker kennen zu lernen, und waren bisweilen klug genug, sich in deren Seelenleben einen Einblick zu verschaffen. Dabei mußten viele Parallelerscheinungen in den Glaubensformen höher- und niederstehender Stämme auffallen. Der im alten Testament vorfindbare Brauch, im Gottesgericht Salzwasser zu trinken, das der Schuldige durch Erbrechen von sich gibt, findet sich auch bei einem Negervolke. Solche Analogien führten Tylor zu der Aufstellung einer überall vorfindbaren Beseeltheit der Natur durch Geister, eines Polydämonismus, der später zu einem Ahnenkult auswuchs. Vor allem aber wurde die religionsgeschichtliche Methode erweitert: unter Führung Bastians redete man von primitiven Völkerideen als mechanischen Notwendigkeiten für das geistige Leben der gesamten Menschheit. Da, wo Lücken in der Überlieferung einer Religionsform vorhanden sind, wo diese zu wenig chro-

nologische Anordnungsmomente bietet, gruppierte und ergänzte man nach den empirisch festgestellten „ethnischen Elementargesetzen". Seit dieser Zeit pflegen viele Darsteller außerchristlicher Religionen nicht mehr mit der Schilderung einzelner Gottheiten, sondern niederer Dämonen zu beginnen: diese scheinen der Urzeit der Menschheit anzugehören, denn selbst das rohste Volkstum kennt sie. Es ist damit die Aufstellung gewagt, daß religiöse Ideen sich ungeheuer überleben können, daß sie, unähnlich den sich gegenseitig verdrängenden Erkenntnismomenten, *neben höheren Formen* zu bestehen vermögen und ihre Paradoxie der Zähigkeit, mit der man sie festzuhalten pflegte, keinen Abbruch tut. Über diesen Standpunkt, der nur von einem Teile der heutigen Religionsforscher innegehalten wird, sind wir bisher nicht hinausgekommen. Er birgt einen *für immer* seine Berechtigung bewahrenden Kern. Nur die Erfahrung ist es, die da, wo äußere Anhaltspunkte fehlen, Schlüsse ermöglicht. Diese durch das Studium verschiedenartiger Volkstypen zu vertiefen, ist ernste Pflicht jedes Religionsforschers. Andererseits kann dieser Analogieschluß nie mehr als eine größere oder geringere *Wahrscheinlichkeit*, niemals eine völlige Gewißheit, gewährleisten. Dazu kommt die Unsicherheit des meist von Laien mit vorgefaßten Ideen skizzierten ethnographischen Materials als zur Vorsicht gemahnender Umstand. Mir will es scheinen, daß wir gegenwärtig verpflichtet sind, aus der Ethnographie das Beste zu nehmen, was sie uns geben kann, zumal an der von ihr gebotenen Gestaltenfülle sich das Auge des Beobachters schärft, daß aber die Erforschung des Religionslebens der Kulturvölker sich von ihrer Terminologie und ihrem Dogmatismus nicht in Bande schlagen lassen darf und wir deshalb von der exakt-philologischen Quellenforschung alles Heil in Zukunft erwarten müssen. In dieser Hinsicht stehen der germanistischen Forschung noch große Aufgaben bevor. Viele Quellen des christlichen Mittelalters, die Werke Luthers, die „gestriegelte Rockenphilosophie" (Chemnitz 1706), namentlich aber das riesige Material der Hexenprozeßakten harrt noch großenteils der Verarbeitung.

Wir haben im vorausgegangenen vorzugsweise der religiösen Meinung, weniger der Sage gedacht. Sie wurde in der ältesten Zeit als nackte Wahrheit aufgefaßt. Was heute unmöglich ist, konnte sich ehemals sehr wohl ereignet haben. Die Heidenbekehrer zwei-

selten an der Existenz und den Taten der von ihnen bekämpften Götter im allgemeinen nicht, wenngleich sie sich die fremden Gottheiten den eigenen gegenüber an Macht unterlegen vorstellten. Später sah man in der Sage eine bloße Fabel. Den Mut, ihre Wandlungen im Laufe der Zeiten, namentlich aber ihre Variationen beim Wandern von Volk zu Volk festzustellen, hat man aber erst seit Th. Benfeys grandioser Arbeit über das indische Märchenwerk Pancatantra gefunden. Die mit staunenswerter Gelehrsamkeit gegebenen Nachweise, daß Sagen und Erzählungen auf dem Landwege von Indien bis nach Frankreich gewandert sind, ermöglichten seitdem die kühnsten Kombinationen und ermahnten jedenfalls den ruhigen Forscher, der von dem Sageninhalt auf die nationale Eigenart eines Volkes Schlüsse ziehen wollte, zur Vorsicht, zumal wir wissen, daß Glaubensmeinungen der gleichen Art unabhängig oder *scheinbar* unabhängig voneinander in der ganzen Welt existieren (Sintflutsage).

Der moderne Religionshistoriker wird deshalb, wie so viele unserer Ärzte, eher zu sagen imstande sein, was wir lassen, als was wir tun sollen. Über der Entstehung des Mythus nicht minder als der der Sprache, liegt ein vermutlich unentschleierbares Dunkel. Immerhin können wir alle Möglichkeiten der früheren oder späteren Entstehung, des selbständigen Ursprungs oder der Entlehnung, der jüngeren oder älteren Umformung, des Einschubs, der naiven oder bewußten literarischen Fälschung gegeneinander abwägen. Wir können und müssen den Mythus als ein historisch Gegebenes hinnehmen und dürfen, um einen konkreten Fall herauszugreifen, den Bericht von Burgen stürmenden Riesen weder naturmythologisch noch nach der Theorie des Ahnenkultes oder nach anderen religionsgeschichtlichen Systemen deuten, ohne ganz bestimmte Anhaltspunkte zu haben. Wir dürfen also in den Riesen weder Symbole von Nacht, Winter oder Mondfinsternis, noch Urgeschlechter (prähistorischer) Völker noch etwa durch Alpdrückenträume erzeugte Phantasiegestalten sehen, ohne Unbeweisbares in den Mythus hineinzutragen. — Es ist ferner hervorhebenswert, daß die eigentliche *Sage* dem *Glaubensgebilde* (der religiösen Meinung) gegenüber in der alten Welt zurückgetreten zu sein scheint. Jede Religion ist mit der Furchtempfindung aufs engste verbunden. Die in ihren Bannkreis gezogenen „heiligen" Wesen wagte man kaum zu be-

nennen, viel weniger sie abzubilden oder gar ins menschliche Leben hinabzuziehen. Die Zeit des Sagenreichtums eines Volkes zeigt meist die religiöse Zersetzung an, falls nicht der Mythus — ich denke hier stets an *diesen*, an die *religiöse* Sage — sich bereits von seinem Urgrunde losgelöst hat und höhere Vorstellungen inzwischen an die Stelle der niederen getreten sind. In keinem Falle hatte der Mythus dogmatischen Wert. Die Zugehörigkeit zu einer Glaubensgemeinschaft, die meist zugleich Volksgemeinschaft war, wurde vielmehr durch die Beteiligung des einzelnen an den rituellen Verrichtungen bewiesen. Andererseits ist angesichts des Mangels altgermanischer Ritualtexte neben den römischen Berichten die Edda als Schatzkammer nordgermanischen Sagengutes unsere wichtigste Quelle. Wir werden deshalb, bevor wir den Versuch einer Gesamtdarstellung der deutschen Religion unternehmen, einige eddische Sagen dem Hauptinhalte nach wiederzugeben haben.

II. Der Merseburger Segen. Aus dem Sagenschatze der Edda.

Merseburger Segen.

(Siehe oben S. 8.)

Phol und Wodan
fuhren zu Holze,
da ward dem Fohlen Balders
sein Fuß verrenkt.
Da besprach (besang) ihn Sinthgunt,
Sunna ihre Schwester;
da besprach ihn Folla,
Frija ihre Schwester;
da besprach ihn Wodan,
wie er wohl wußte:
so Beinrenkung,
so Blutrenkung,
so Gliedrenkung:
Bein zu Beine,
Blut zu Blute,
Glied zu Gliedern,
als ob sie geleimet seien.

Aus der Edda.

Einst, im Anfang der Dinge, war nicht Sand noch Meer noch kühle Woge. Keine Erde gab es noch einen Himmel droben. Doch gähnte eine unendliche Kluft. Da entstanden zwei Welten: eine im Norden, Niflheim geheißen, die war voller Finsternis und Nebel, und mächtige Flüsse entsprangen aus ihr; eine im Süden,

Muspelheim benannt, voller Helligkeit und Glut; Surtur wurde ihr Beherrscher. Er schützt sie mit einem flammenden Schwerte, das den Göttern und Menschen dereinst Verderben bringen wird. Nun drangen Feuerfunken von Süden her, und Eismengen von Norden her gegeneinander vor und sie vereinigten sich in jener ungeheuren Kluft, bis daß ein Riese ward, Ymir geheißen. Er war aller Wesen Größtes und von ihm stammen die Frostriesen ab. Einstmals schwitzte er im Schlafe. Da wuchsen ihm unter seinem linken Arm Mann und Weib, und sein einer Fuß zeugte einen Sohn mit dem andern. So lebte er denn, genährt von der Milch der gewaltigen Kuh Audhumla, aus deren Eutern vier Ströme rannen. Nahrung suchend leckte das Tier an der salzigen Kruste der Eisblöcke, die es umgaben. Aber siehe da! Etwas wie menschliches Haar erschien aus dem harten Boden; sie leckte weiter; da tauchte am zweiten Tage ein Haupt und am dritten ein ganzer Mann auf, Buri geheißen.[1]) Er vermählte sich mit der Tochter eines Riesen und erzeugte mit ihr einen Sohn, der Bör hieß. Von ihm stammen drei Götter ab: Odin, Wili, We. Diese erschlugen den Riesen Ymir. Aus seinen Wunden rann so viel Blut, daß das ganze Geschlecht der Hrimthursen (Reifriesen) dadurch ersäuft wurde.[2]) Nur einer blieb übrig: Bergelmir. Er rettete sich samt seiner Frau auf einem Fahrzeuge und erzeugte mit ihr ein neues Geschlecht. Aus dem Körper des Riesen aber bildeten jene drei Götter die Welt: aus seinem Fleische die Erde, den Knochen die Berge, dem Blute das Weltmeer. In diesem festigten sie die Erde. Aus seiner Hirnschale wurde der Himmel geformt und in jede seiner Richtungen ein Zwerg gebracht, der den Weltgegenden den Namen gab. Feuerfunken, von Muspelheim hergeflogen, wurden an den Himmel gesetzt und bildeten die Gestirne, die Wandel- sowohl wie die festen Sterne. Allen diesen Lichtern schrieben sie ihre Zeiten und ihren Gang vor. Mit des Riesen Augenbrauen wurde zum Schutze gegen dessen Nachkömmlinge die Erde befestigt und Midgard benannt. Sein Gehirn warfen die drei Götter an den Himmel:

1) Solche Vorstellungen konnten (wie mit Grund hervorgehoben worden ist) der im Norden geläufigen Tatsache entspringen, daß hartgefrorene, alte Leichen in gut erhaltenem Zustande bisweilen von Tieren aus dem Eise gescharrt werden.

2) Sintflutmotiv!

so entstanden die Wolken. Aus den Maden seines Gedärms erschufen sie die Zwerge.[1])

Einst gingen Börs Söhne am Meeresstrande entlang und fanden dort zwei Hölzer. Diese begabten sie mit Verstand und Bewegung und erschufen so das erste Menschenpaar: Ask und Embla.[2]) Die Menschen mehrten sich; droben aber im Mittelpunkte der Welt steht, von den drei göttlichen Brüdern erbaut, eine mächtige Burg, Asgard geheißen. Dort wohnen die Götter und sitzen in einer Halle zu Gericht. In Asgards Mitte ruht auf einem Hochsitz Odin und erschaut alles, was auf der Welt vorgeht. Von seiner Gattin Frigg stammt das Geschlecht der Götter ab. Jörd war seine Tochter und seine Frau; von ihr gewann er als Sohn den Thor, der stärker ist als alles, was Odem hat.

Aus dem Riesengeschlecht stammt eine Tochter, Nacht genannt, deren Sohn heißt Tag. Diese beiden setzte Walvater an den Himmel und gab ihnen zwei Rosse und zwei Wagen, damit sie das Firmament in zweimal zwölf Stunden umkreisen könnten. Von dem einen der Tiere fällt der Schaum des Maules auf die Erde: das ist der Tau. Die Mähne des anderen erleuchtet Luft und Erde. Aus zweien der von Muspelheim herübergeflogenen Feuerfunken erschufen die Götter Mond und Sonne und versetzten, deren Gang

1) Die Sage von der Verteilung Ymirs trägt einen bemerkenswerten pantheistischen Zug.

2) Hiernach entspringen die Menschen also aus dem Holze oder richtiger aus dem lebenden Holze zweier Bäume. Diese Sage gehört dem Gesichtskreise des Hylozoismus an; hylē (griechisch) heißt Wald, bei Aristoteles Materie, d. h. formbarer Stoff überhaupt. In der Materie als solcher wird also ein Leben weilend gedacht. (Auf germanischem Gebiet bietet dafür ein besonders gutes Beispiel die Irminsul; sie war ein heilig gehaltener Baumstamm, kein lebender Baum. Bekanntlich wurde sie bei Bekehrung der heidnischen Sachsen zerstört. Sie war der offensichtliche Wohnsitz einer Gottheit.) — Sobald der Stoff Form annimmt, kommt ihm die Psyche zu, die dieser Form entspricht. Der Bildner von Menschenfiguren gilt immer als Zauberer; das Idol, das er geschaffen, als seelentragendes Zauberwesen. Daher die große Rolle, welche im Bronze- und Eisenzeitalter die Schmiede, in der Periode der Holzkultur die Zimmerleute spielen. „Zimmern" heißt im Sanskrit „taks". Die erweiterte Wurzel lautet: „tvaks". Davon abgeleitet: takṣaka (der Zimmermann) und tvaṣṭar, der zur Gottheit geworden ist und als solche nicht nur künstliche Geräte, sondern auch Menschen „zimmert". Tvaṣṭar ist deshalb im Veda zugleich Schutzherr des Handwerks und Zeugungsgott.

zu leiten, ein Geschwisterpaar an den Himmel. Den Sonnenwagen aber ziehen zwei Hengste: Arwakr, der „früh Wache", und Alswidr der „Allschnelle". Nie rasten diese in ihrem Laufe, denn ihr Verfolger ist ihnen nahe, ein gewaltiger Wolf. Ein anderer seines Stammes, aus dem „Eisenwalde" entsprungen, von einem Riesenweibe geboren, bedroht den Mond und wird ihn dereinst verschlingen; deshalb heißt es in der poetischen Edda vom Weltuntergange:

Östlich sitzt die Alte im Eisengebüsch
und füttert dort Fenrirs Geschlecht.
Von ihnen allen entstammt das Schlimmste:
des Mondes Mörder übermenschlicher Gestalt.
Ihn mästet das Mark gefällter Männer.
Der Seligen Saal besudelt das Blut.
Der Sonne Schein dunkelt in kommenden Sommern.
Alle Wetter wüten. Wißt ihr, was das bedeutet?

So hatten denn die Götter Welt und Menschen geschaffen. Um aber Himmel und Erde zu verbinden, bauten sie die Brücke Bifröst, den Regenbogen. Drei Farben zeigt er. Sein Rot ist lohende Glut und trennt Diesseits und Jenseits für die Riesen und die Sterblichen; die Götter freilich betreten die Brücke. Dereinst wird sie zerbrechen, wenn Muspelheims Söhne über sie hinwegreiten wollen. — Die ganze Welt überschattet ein ungeheurer Baum, die Esche Yggdrasil. Sie ist der Götter heiligster Aufenthalt. Zu ihr reiten sie täglich, Gericht zu halten. Drei Wurzeln halten sie aufrecht: die eine erstreckt sich zu den Asen, die zweite zu den Reifriesen, die letzte nach Niflheim. Unter einer jeden befindet sich ein Brunnen: die Asen versammeln sich um den Urds-Brunnen. Bei den Hrimthursen liegt das Wasser Mimirs, welches Weisheit verleiht. Sein Eigner trinkt täglich aus ihm mit dem Giallarhorn. Einst verlangte Walvater einen Trunk, erhielt ihn aber erst, als er sein Auge zum Pfande gesetzt, das jetzt in dem Brunnen liegt. — Über Niflheim wölbt sich die dritte Wurzel. Unter ihr liegt das Wasser Hwergelmir, das Schlangengezücht birgt. Der Drache Nidhöggr benagt sie. Doch nicht von ihm allein droht dem Baume Gefahr. Ein Adler (oder ein goldner Hahn) sitzt in seinen Zweigen, der viele Dinge weiß. Das Eichhörnchen Ratatöskr springt an der Esche auf und nieder und trägt zwischen dem Adler und Nidhöggr Zankworte hin und her. Vier Hirsche laufen auf dem Geäst und weiden seine Knospen ab. Die Nornen — so heißen schicksals-

kundige Frauen, welche an Urds Brunnen wohnen — besprengen die Esche täglich mit dessen Wasser. Zwei Schwäne schwimmen in seiner Flut.[1]) — Über dem Himmel türmt sich ein zweiter, über beiden ein dritter Lichtraum. Dort hausen, allem Weltentreiben entrückt, die Lichtalfen in einem Palast, der glänzender ist als die Sonne. Er wird stehen bleiben, wenn Himmel und Erde vergehen, und die guten und rechtschaffenen Menschen aller Zeitalter werden ihn bewohnen, denn Surturs weltzerstörende Lohe reicht nicht zu ihm empor. Seine Stätte ist der Süden. Am nördlichen Ende des Himmels aber sitzt ein Riese, der „Leichenschwelger" heißt. Er trägt Adlerfittiche und verursacht durch das Schlagen seiner Flügel den Wind. Zwölf göttliche Asen gibt es. Unter ihnen ist Odin der Vornehmste und Heiligste, und die übrigen dienen ihm wie Kinder ihrem Vater. Viele Namen trägt er. Denn viele Menschen und Stämme rufen ihn an, und vieles hat er vollbracht, wodurch er sich Namen gemacht. — Hinter Odin steht dessen Sohn Thor, der stärkste der Götter. Sein Wagen wird von zwei Böcken gezogen. Er trägt drei Kleinodien: den Hammer Mjölnir, den Eisenhandschuh, mit dem er dessen Schaft packt, und den Kraftgürtel, der, wenn er sich um seine Hüften schmiegt, seine Stärke vermehrt. — Odins zweiter Sohn ist Baldur. Ihn zeichnen Güte und Schönheit aus. Er ist der weiseste, beredteste und mildeste aller Asen. — Der dritte Ase ist Niördr, der an der Küste der See lebt und deren Gang beherrscht. Ihm stehen unermeßliche Schätze zur Verfügung. Bei einem Vertrage, den die Götter mit den Wanen abschlossen, mußte er als deren Geisel dienen, während auf der Asen Seite Hönir gesandt wurde. — Niördrs Frau heißt Skadi, seine Kinder Freyr und Freyja. Freyr ist der trefflichste unter den Asen. Er herrscht über Regen und Sonnenschein und das Wachstum der Erde. Ihn soll man anrufen um Fruchtbarkeit und Frieden. — Freyja aber ist die herrlichste unter den Asinnen. Ihr gehört die eine Hälfte der im Kampfe Gefallenen, die andere Hälfte aber Odin. Vor ihren Wagen sind zwei Katzen gespannt. Sie ist die Göttin der Liebe und des Minnesanges. Nach ihr tragen die vornehmen Weiber den Asennamen: Frauen. — Ein weiterer Ase

1) Die Zauberkunde geht, uralten Vorstellungen gemäß, zweifellos vom Wasser aus (s. unten S. 90) und teilt sich den dieses bedienenden Frauenwesen und den es belebenden Schwänen mit.

ist Tyr, der Siegverleiher im Kriege, der Unfriedenstifter, den die Kämpfenden anrufen. Seine Kühnheit ist sprichwörtlich, doch ist er auch sehr weise. Er verlor die eine Hand, weil er sie dem Fenriswolf in den Rachen legte; davon wird die Sage alsbald zu berichten haben. Noch gedenken wir des Bragi, der der Vater der Skaldenkunst, Gott der Beredsamkeit und Wortfertigkeit ist. Seine Gattin, Idun, verwahrt goldene Äpfel, deren Genuß den Gottheiten ewige Jugend verleiht. — Auch Heimdall ist ein Ase, der Wächter der Brücke Bifröst. Neun Mädchen, die Schwestern waren, haben ihn geboren. Seine Zähne und die Mähne seines Pferdes bestehen aus Gold. Er braucht weniger Schlaf als ein Vogel und sieht bei Tag und bei Nacht hundert Rasten weit. Er hört auch das Gras in der Erde und die Wolle auf den Schafen wachsen, denn nichts entgeht seiner Wachsamkeit. — Hödur gehört nicht minder zu den Göttern, obwohl er über sie durch die Tötung Baldurs das schwerste Unheil bringt. — Weniger tritt Widar hervor. Seine Stärke aber und sein dicker Schuh, den er dem weltzerstörenden Fenriswolf in den Rachen setzt, machen ihn zu dem Sieger über diesen. — Andere Götter werden nicht so oft gepriesen. — Weniger seiner Gestalt, als seinem Wesen nach steht seitab allen diesen: Loki, der Verlästerer der Asen, Anstifter allen Betruges, die Schande der Götter und Menschen. Zu seiner furchtbaren, mit einem Riesenweibe erzeugten Brut gehört außer der Hel und dem Fenriswolfe die Midgardschlange, welche Walvater einst in das weltumgürtende Meer warf, um sie unschädlich zu machen. Dort wuchs sie jedoch zu so ungeheurer Größe empor, daß sie es jetzt ausfüllt und sich noch dazu in den Schwanz beißt. Die Hel aber warf der Göttervater hinab nach Niflheim und gab ihr die Gewalt über alle diejenigen, die nicht in der Schlacht, sondern vor Alter und Krankheiten starben. Sie hat da eine große Wohnstätte. Ihr Gehege ist schrecklich hoch und mit mächtigen Gittern verwahrt. Ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüssel, Gier ihr Messer, Träg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle, ihr Bett Kümmernis und ihr Vorhang dreuendes Unheil. Sie ist halb schwarz, halb menschenfarbig. — Gefährlicher und stärker als die Hel aber ist Lokis dritte Ausgeburt: der Fenriswolf; ihn versuchten die Götter durch List unschädlich zu machen, denn Weissagungen verkündeten der Himmlischen Verderben durch ihn. Darum schufen die Asen

ein starkes Band und luden ihn zu einer Kraftprobe. Das Untier ließ es sich willig anlegen, reckte sich und zerriß es gar leicht. Eine zweite, stärkere Fessel wurde gebracht. Auch sie zerriß der Wolf, so daß die Stücke herumflogen. Da wandten sich die Asen an der Zwerge Geschlecht in Schwarzalfenheim, die wirksamen Zauber woben. Sie verfertigten ein Band, aus sechs Dingen gemacht: aus dem Schall des Katzentritts, dem Bart der Weiber, den Wurzeln der Berge, den Sehnen der Bären, der Stimme der Fische und dem Speichel der Vögel. Auf einer Insel, die eine heilige Freistatt war, ließ der Wolf sich die Kette anlegen, nachdem Tyr zuvor seine Hand als Pfand in des Untiers Rachen gelegt hatte. Er zog und dehnte sich gewaltig, aber je mehr er an dem unscheinbar aussehenden Bande riß, um so fester wurde es. Als er die List der Götter erkannte, ergrimmte er und biß Tyrs Hand ab. Die Asen jedoch zogen die Fessel durch einen Fels, den sie im Grunde der Erde befestigten. In des Wolfes drohend aufgerissenen Rachen steckten sie ein Schwert, mit der Spitze dem Gaumendach zugewendet. Der Geifer fließt beständig aus dem Munde des Untiers und bildet einen Fluß. So harrt der Wolf nun bis zur Götterdämmerung.

Unter den Asinnen ist Frigg die erste, die Göttermutter und Odins Gemahlin. Hinter ihr steht Freyja; sie ist mit Odur vermählt. Groß ist die Anzahl der himmlischen Frauen. Da sehen wir Saga; ihr steht Eir nahe, die beste der Ärztinnen[1]), ferner Gefion, an die sich Unvermählte zu wenden haben; Fulla, das lose Haar mit einem Goldreif geziert, die Hüterin von Friggs Schmuckkästchen; Siöfn, die Erweckerin der Liebe; die ihr wesensverwandte Lofn; Wara, die Hüterin der Eide; Syn, welche die Türen der Halle bewacht; Hlin, die im Auftrage der Göttermutter ihre Günstlinge beschützt; noch andere Asinnen sehen wir in Walhalla dienen, das Getränk bringen, das Tischzeug und die Ölschalen verwahren. Solche Mundschenkinnen von Göttern und Helden heißen Walkyren. Sie geleiten die Gefallenen in die Götterwelt.

Genug der Arbeit wartet dieser Frauen, denn gewaltig groß ist Odins Saal. Die Walhall umfaßt 540 Pforten, von denen jede 800 Einheriern (Seelen verstorbener Helden) den Eintritt gewährt.

1) Die Heilkunst befindet sich demnach in den Händen der Frauen.

Inmitten des Saales sitzt Odin. Zwei Raben bringen ihm die Kunde von Geschehnissen aller Welt. Zwei Wölfe lagern ihm zur Seite. Sie verzehren seinen Anteil an dem Mahl. Denn er selbst bedarf der Speise nicht. Er lebt vom Weine, während die gefallenen Helden daneben tüchtig dem ewig sich verjüngenden Fleische des Ebers Saehrimnir zusprechen. Auch genießen sie die Milch der Ziege Heidrun. Immer frische Kämpfe finden auf Erden statt, stets neue Einherierscharen strömen deshalb nach Walhall, wo Odin sie zum dermaleinstigen Angriff gegen den Fenriswolf um sich schart. Was ist in Odins Saal ihre Kurzweil, wenn sie nicht zechen? Jeden Morgen, wenn sie angekleidet sind, wappnen sie sich und gehen in den Hof und kämpfen und fällen einander. Zum Mittagsmahl aber reiten sie nach Walhall zurück und setzen sich an den Trinktisch.

Das Leben der Asen in Asgard wird bisweilen von Zügen ins Menschen- und Zwergenland unterbrochen. Zu solchen Fahrten bedienen sich die meisten Götter ihrer Pferde, Odin des herrlichen Sleipnir, Thor aber wandert zu Fuß oder braucht sein Bockgespann. Auf Heeresfahrten steht den Göttern das Schiff Skidbladnir zur Verfügung, welches so gewaltig ist, daß es alle Asen mit ihrem ganzen Heergerüst umfaßt, das außerdem stets guten Wind hat und sich wie ein Tuch zusammenklappen läßt. — Wie aber Odin zu seinem Rosse kam, davon läßt sich eine eigene Geschichte erzählen. Einst waren die Götter durch die Reif- und Bergriesen arg bedrängt. Da erschien ein gewaltiger Baumeister und sagte ihnen zu, eine Burg zum Schutze gegen die Unholde zu bauen, wenn er zum Lohne Freyja und noch dazu Sonne und Mond erhalten würde. Die Götter mußten ihm dies zubilligen, doch bestimmten sie, die Wehr solle am ersten Sommertage fertig sein.[1]) Sonst müßte der Riese des Lohns entraten. Dieser arbeitete nun ungeheuer und hatte drei Tage vor dem Beginn des Sommers die Burg bis auf das Tor fertig gebracht. Da faßte die Götter große Furcht, daß sie ihren Lohn zahlen müßten, und sie fragten Loki um Rat. Dieser griff zu einer List. Er verwandelte sich in eine Stute und näherte sich des Riesen gewaltigem Hengste, der gerade

1) Die Kriege der alten Zeit und namentlich des Nordens konnten nur in der warmen Jahreszeit geführt werden. Vor dieser war also ein Angriff durch die Riesen nicht zu befürchten.

Steine heraufbringen sollte. Denn dieses Tier war von so ungeheurer Kraft, daß alle Götter über die Arbeit erstaunt waren, die es leistete. Als es aber der Stute ansichtig wurde, lief es ihr nach und in den Wald hinein. Dadurch wurde viel Zeit versäumt. Der Baumeister gab sich durch seinen erschrecklichen Zorn über dieses Mißlingen als Riese zu erkennen und verschuldete es so, daß die Asen den Thor herbeiriefen, und dieser ihm mit seinem Hammer das Haupt zerschmetterte. Loki selbst aber war als Stute dem Hengste begegnet und gebar einige Zeit nachher ein Füllen, das grau war und acht Beine hatte. Das ist Sleipnir, der Pferde bestes. Thor hatte freilich einen argen Treubruch und Meineid begangen, als er so an dem Riesen handelte, denn die Götter hatten durch heilige Verträge sich verpflichtet, diesem kein Leid anzutun. — Oft sehen wir die Asen, wenn sie zum Kampfe gehen, wenig Zartgefühl in der Wahl ihrer Mittel üben. Thors verwerflichem Treubruch steht ein Beispiel heiter anmutender Kriegslist zur Seite. Da erzählt die alte Sage: Einst erwachte der Gott und war erstaunt, seinen Hammer nicht zu finden. Vor Grimm schüttelte er den Bart und raufte das Haar; vergeblich suchte er nach dem Kleinod. Dem Diener Loki klagte er seinen Verlust und begab sich dann mit diesem, der den Dieb wohl kennen mochte, zu Freyja, um sie zu bitten, sie möge ihr Federhemde leihen. Die Göttin gab es freundlich hin. Loki nahm's und schwang sich in die Lüfte, bis er ins Riesenland kam. Da saß nun Thrym, der Riesen Oberster, und flocht für seine Hunde Goldbänder, streichelte den Pferden die Mähnen zurecht. Stolz gab er seinen Raub zu. Acht Rasten tief unter der Erde liege der Hammer. Niemand könne ihn erlangen. Aber *eine* Gabe löse das Kleinod — nichts Geringeres als Freyja selbst verlangte der Riese als Lösung. — Loki brachte diese Botschaft dem bestohlenen Gotte und bat Freyja, sich zur Fahrt ins Riesenland bereit zu halten. Da packte die Göttin furchtbarer Zorn. Der Saal der Asinnen bebte, das kostbare Halsgeschmeide erzitterte, als sie sagte: „Solange ich nicht die mannstollste aller Frauen bin, reise ich nicht in das Riesenland." Darauf hielten die Götter Rat, was zu tun sei. Heimdall, der Weiseste unter ihnen, verfiel auf den erlösenden Gedanken. Kein anderer als Thor sollte, in Brautgewande gehüllt, seinen Hammer zurückholen. Das mochte dem gewaltigen Asen wenig genehm erschei-

nen. Endlich aber sah er ein, daß ein anderer Ausweg nicht vorhanden war, und so entschloß er sich denn, die riesigen Glieder in weibische Tracht zu hüllen. Ein Schleier umwallte den Kopf, breite Steine schmückten die Brust. Das Schlüsselbund klirrte, und ein Frauengewand fiel von den Knien herab. Loki aber gesellte sich ihm als Magd zu. Beide bestiegen den mit Böcken bespannten Wagen und in äußerster Hast ging's nach Riesenheim, so daß die Berge erbebten und die Erde im Feuer stand. — Thrym sah das Gefährt von ferne und rief die Riesen zusammen, die Bänke zum festlichen Empfange für die Braut zu bestreuen. Aller Kostbarkeiten besaß er eine Fülle, der goldgehörnten Rinder und schwarzen Ochsen eine reiche Zahl. Nur die Göttin hatte ihm bis jetzt gefehlt. Er empfing die Vermeintliche und führte sie zum Mahle. Wie erstaunte er aber ob ihres gewaltigen Hungers! Einen Ochsen, acht Lachse und alle Süßigkeiten, welche für die Frauen bestimmt waren, genoß sie und trank dazu drei Tonnen Met. Da sprach der erstaunte Bräutigam: „Nie habe ich Bräute schärfer essen noch eine Jungfrau mehr Met trinken gesehen!" Loki aber war schnell bereit, zu erwidern: „Acht Nächte lang aß Freyja nichts aus Verlangen nach Jötunheim" (dem Riesenlande). — Nun wollte Thrym es wagen, der sehnsüchtigen Maid den Brautkuß zu geben, doch weit fuhr er zurück, als die furchtbaren Augen ihm entgegenglühten. „Wie schrecklich sind deine Augen, Freyja! Feuer scheint mir aus ihnen zu brennen!" Abermals antwortete statt der Braut die Dienerin und sagte: „Acht Nächte lang hat Freyja nicht geschlafen. So groß war ihr Verlangen nach Jötunheim." — Bald hieß Thrym den geraubten Hammer hereinbringen, um mit ihm nach alter Sitte den Bund zu weihen. Er wurde herangetragen und dem Gotte in den Schoß gelegt. Als dieser ihn fand, lachte ihm das Herz im Leibe. Er tötete mit ihm Thrym und schlug das ganze Riesengeschlecht. — So endete diese Fahrt für ihn noch rühmlich. Ganz anders aber erging es ihm auf einem Zuge zum Riesenreiche. Nur ungern erzählt man davon. — Einst fuhr er zusammen mit Loki in die Ferne und kam zu einem Bauer. In dessen Hütte schlachtete er seine Böcke und hieß den Wirt und seine Kinder, die Knochen der Tiere auf die beiden Felle werfen, die neben dem Herde lagen. Thialfi, des Bauern Sohn, zerbrach dabei heimlich den einen Schenkelknochen, um zum Marke zu gelangen. Am nächsten Morgen er-

hub sich der Gott und schwang den Hammer, die beiden Felle zu weihen. Da standen die Böcke auf. Dem einen aber lahmte das Hinterbein. Als Thor dessen gewahr wurde, packte ihn gewaltiger Zorn; seine Fingerspitzen wurden weiß von dem furchtbaren Umfassen des Hammers. Der Bauer geriet in größte Angst und bot, was er besaß, zum Ersatz. Da verzieh ihnen allen der gutmütige Gott. Das geschädigte Tier freilich hinkte seitdem. Thor aber, der ja immer der Bauern Freund gewesen, der, wie sie, an Hafermus und Hering sich gütlich getan, nahm seines Gastgebers Kinder, den Sohn Thialfi und die Tochter Röskwa, auf seine weiteren Fahrten als Begleiter mit. — So kamen denn alle zusammen in einen großen Wald. Dort suchten sie des Nachts Schutz in einer Hütte, die ein gewaltiges Eingangstor hatte. Plötzlich aber begann diese zu beben und drohte zu wanken. Da suchten des Gottes geängstigte Begleiter einen Unterschlupf und fanden ihn in einer Kammer mitten in dieser Grotte, zur rechten Hand. Dort blieben sie, bis es hell geworden war. Als sie aber herausgetreten waren, sahen sie einen gewaltigen Mann im tiefsten Schlafe furchtbar schnarchend auf dem Boden liegen. Sein Atem war das Erdbeben gewesen. Alsbald wachte er auf und sah Thor. Da schien dieser in bleichem Schrecken den Hammer nicht werfen zu können; doch fragte er nach dessen Namen. Der Riese nannte sich Skrymir. Er suchte nach seinem Handschuh und hob ihn in die Höhe. Das war des Gottes Behausung in jener Nacht, der Seitenanbau sein Däumling gewesen. Der Riese, Thor und seine Begleiter beschlossen nun, die weitere Fahrt gemeinschaftlich zu machen; sie legten die Reisebündel zusammen, Skrymir trug sie, und so wanderten sie denn bis zum Abend. Da machten sie Rast unter einer mächtigen Eiche. Der Riese legte sich nieder und gab das Speisebündel den übrigen. Thor wollte es öffnen, aber seine Götterkraft reichte nicht aus, eine einzige Schnur zu lösen. Jetzt geriet der hungergequälte Ase in so furchtbare Wut, daß er seinen Mjölnir dem Skrymir gegen den Kopf warf. Dieser erwachte und meinte, es sei wohl ein Eichenblatt ihm ins Gesicht gefallen. Dann schlief er wieder ein und schnarchte so gewaltig, daß der Wald widerhallte. Der Gott zürnte darüber und schleuderte den Hammer zum zweitenmal. Der Riese erwachte abermals und fragte, ob ihm etwa eine Eichel auf den Kopf gefallen wäre. Thor beruhigte ihn, und der Riese entschlief wieder-

um. Kurz vor Tagesanbruch aber packte der Gott den Hammer mit größter Gewalt und schleuderte ihn mit so furchtbarer Heftigkeit gegen Skrymirs Schädel, daß er bis an den Schaft darin stecken blieb. Diesmal richtete sich der Riese auf, strich sich die Wange und glaubte, es sei wohl von einem Aste eine Stückchen Vogelunrat auf ihn heruntergekommen. Dann aber erhob er sich, da es hell geworden, und forderte Thor dazu auf, zur Burg Utgardlokis zu wandern, weil er dort seine Kraft an des Königs stattlichem Gefolge erproben könne. Skrymir selbst aber entschwand den Blicken. — So marschierte denn Thor bis Mittag fort. Da sah er eine ungeheure Burg. Er trat ein und begrüßte deren Mannen, hernach ihren König Utgardloki. Dieser lud sie, zumal er Thor als den Gott unter ihnen erkannte, sogleich zu einigen Wettspielen ein. Der Äse war es zufrieden und schickte zunächst seinen Diener Loki vor, an einem Wettessen teilzunehmen. Auf der einen Seite eines mit Fleisch gefüllten Troges aß dieser, auf der anderen des Burgherrn Diener Logi. Beide speisten gewaltig, bis sie sich in der Mitte begegneten. Da hatte Loki alles bis auf die Knochen, Logi jedoch selbst diese und sogar den Trog verzehrt; jetzt waren die Äsen unterlegen. — Darauf wurde ein Wettlaufen veranstaltet. Thor stellte dazu Thialfi, seine Gegner einen Mann namens Hugi. Drei Läufe wurden veranstaltet, aber wie sehr sich auch Thialfi anstrengte, er blieb um eine jedesmal größere Strecke zurück. — Nun wollte Thor selbst seine Fähigkeiten zeigen. Worin? Am liebsten im Trinken, meinte der deutsche Gott. Da brachte man ihm ein großes Horn, das wohl des Äsen Verlangen stillen konnte. Denn er war nach der langen Wanderung ja wieder sehr durstig. Und so setzte er es an und tat einen, einen zweiten, einen dritten sehr kräftigen Zug; aber kaum merkte man es, sowenig war das Horn leerer geworden. Thor reichte es grimmig zurück und entschloß sich alsbald zu einer anderen Kraftprobe. Höhnisch forderte ihn Utgardloki auf, wenigstens seine Katze vom Erdboden aufzuheben. Der Gott faßte um den Leib des Tieres und mühte sich gewaltig. Aber wie sehr er sich auch anstrengte, konnte er es nur mit einem Beine in die Höhe bringen, worob er denn wieder Spott erntete. Nun sollte er sich wenigstens im Ringkampf mit einem alten Weibe versuchen. Je erbitterter er aber mit ihr rang, um so fester stand sie; ja sie stellte ihm ein Bein und brachte ihn alsbald zu Fall. — So ver-

ging der Tag. Am nächsten Morgen wollten die Asen aufbrechen. Gut bewirtet, verließen sie die Burg, von deren Herrn begleitet. Dieser klärte nun den gedemütigten Gott über alles auf, was er Tags zuvor erlebt. Ein Blendwerk war es gewesen, was er ihm vorgetäuscht. Der Skrymir, den Thor im Walde getroffen, war niemand anderes als Utgardloki selbst. Sein Reisebündel war mit Eisenbändern verschlossen; deshalb konnte es niemand öffnen. Als den Asen der Zorn ergriffen, hatte sich der Zauberer den Schädel durch einen Felsen geschützt, in den Thors Hammer drei tiefe Täler gegraben. Auch bei den Spielen war er getäuscht worden. Der gefräßige Logi war das alles verzehrende Wildfeuer, der schnelle Läufer der Gedanke, das Horn aber mit der Spitze im Weltenozean geborgen gewesen. Thor hatte so gewaltig gesogen, daß dabei das entstanden war, was wir jetzt Ebbe nennen. Jene standhafte Katze entpuppte sich als die Midgardschlange, die, von des Gottes ungeheurer Kraft bezwungen, am Mittelstück fast bis zum Himmel gehoben worden war, so daß Kopf und Schwanz sich kaum noch im Wasser berührten. Elli, das alte Weib, das so tapfer standhielt, war das allbezwingende Alter. — Sobald Thor solche Worte hörte, griff er zum Mjölnir und wollte den Riesen erschlagen. Aber als er aufsah, waren Burg und Mannen verschwunden, und ein weites, freundliches Feld lag vor ihm. Da zog er von dannen, gedachte aber, sich mit der Midgardschlange noch ein anderesmal zu versuchen.

Dazu sollte sich ihm Gelegenheit bieten. Heimlich ging er in Jünglingsgestalt ins Riesenland. Dort fand er einen Riesen mit Namen Ymir. Mit diesem ging er auf den Fischfang, so wenig jener es zufrieden war, denn der verkleidete Gott schien ihm gar so klein und jung und könnte bei der langen Fahrt frieren. Thor aber sorgte für einen Köder. Dem gewaltigsten Ochsen von des Riesen Herde riß er den Kopf ab und steckte ihn auf den Angelhaken. Weit trieb er das Boot heraus, so daß der Riese warnte. Dann warf er die Angel und siehe da: die Midgardschlange schnappte nach dem gewaltigen Köder. Da saß sie nun fest und zuckte furchtbar, so daß Thor auf die Bordwand des Bootes fiel. Jetzt erwachte sein Asenzorn. Mit so großer Kraft richtete er sich auf, daß die gegenstemmenden Füße das Boot durchbrachen und bis zum Meeresgrund sanken. Sicherlich wäre es jetzt um die Schlange geschehen

gewesen. Da aber zerschnitt der Riese die Angelschnur und das Untier sank in den Meeresgrund zurück. Mit dem nächsten Schlage, den Thor jetzt tat, ging Ymir kopfüber ins Wasser. Der Ase aber watete danach ans Land. — Die Midgardschlange war am Leben geblieben. So dauern denn die Feinde der Götter bis zum Weltuntergange fort, ja, sie richten unter den Asen großen Schaden an. — Einst, sagt man, hatte Baldur, der Gute, schwere Träume. Er erzählte sie den Asen, und diese rieten, Frigg möge allen Wesen auf der Erde Eide abnehmen [1]), den Baldur nicht zu verletzen. Da schworen solche Eide: Feuer und Wasser, Eisen und alle Erze, Steine und Erde, Bäume, Krankheiten und Gifte, dazu die vierfüßigen Tiere, Vögel und Würmer. Als dies geschehen war, trieben die Götter mit Baldur ihre Kurzweil. Die einen warfen, die anderen hieben, die dritten schossen nach ihm. Aber nichts geschah ihm zuleide, denn alle Dinge hatten ja Frieden geschworen. Loki jedoch ersann Unheil. In Gestalt eines alten Weibes ging er zu Frigg und fragte sie, ob nicht auch nur *eines* aller Wesen sich des Eides enthalten hätte. Das mußte Frigg zugeben. Den Mistelstrauch hatte sie übergangen, denn er war ihr zu unscheinbar gewesen. Da nahm Loki den Zweig und ging zur Versammlung der Götter zurück. Er forderte den blinden Hödur auf, mit dieser Waffe zu werfen. Loki selbst aber regierte das Geschoß. Sogleich stürzte Baldur, tödlich getroffen, zu Boden. Ein schrecklicher Zorn und hernach ein furchtbarer Schmerz bemächtigte sich aller Götter. Sie weinten, so daß keiner dem anderen seinen Harm sagen konnte. Als sie sich endlich gefaßt hatten, forderte Frigg die Himmlischen auf, einen Boten zur Hel zu senden, daß sie den Gott aus ihrer Gewalt freilassen möge. Hermodr erbot sich dazu. Auf Odins Sleipnir ritt er zur Unterwelt.

Die Asen aber nahmen inzwischen Baldurs Leichnam auf und brachten ihn zur See. Auf seinem eignen Schiffe sollte er verbrannt werden. Doch niemand vermochte das gewaltige Fahrzeug zu bewegen. Da erschien, von den Asen gerufen, ein Riesenweib, auf einem Wolfe reitend, der mit einer Schlange gezäumt war. Mit einem einzigen Griff und Stoß schleuderte es das Schiff in die See, so daß Feuer aus den Walzen fuhr und alle Lande zitterten. Nun

1) Also auch hier vollzieht *eine Frau* gottesdienstliche Handlungen.

legte man des Gottes Leichnam herauf. Als sein Weib, Nanna, dies sah, brach ihr das Herz und sie starb. Man legte sie zu dem toten Gemahl, zündete Feuer an und verbrannte das Schiff. Thor aber trat hinzu und weihte den Leichenbrand mit seinem Hammer. Große Kostbarkeiten waren es, die von den Himmlischen in das Feuer geworfen wurden. So legte Odin seinen köstlichen Ring Draupnir hinein, der die Eigenschaft hat, daß jede neunte Nacht acht gleich schöne Goldringe von ihm tropfen. Baldurs Hengst ward mit allem Geschirr zum Scheiterhaufen geführt und dort getötet. Thor aber warf gar einen vorüberlaufenden Zwerg mit einem Fußtritt in die Glut. Denn man scheute sich damals nicht, selbst Menschenwesen den verstorbenen Großen zum letzten Geleite zu geben. Alle mächtigen Götter und Göttinnen wohnten dem traurigen Schauspiele dieses Leichenbrandes bei.

Inzwischen war Hermodr durch tiefe, finstere Täler zum Totenflusse gelangt und über die Brücke geritten, welche von einer Jungfrau bewacht wird. Furchtbar erzitterte sie unter des achtbeinigen Pferdes Hufen. „Gestern waren fünf Haufen toter Männer über die Brücke geritten, aber nicht donnerte sie, wie jetzt unter dir allein, und nicht hast du die Farbe toter Männer: warum reitest du den Helweg?" Hermodr gab ihr Antwort und wurde von ihr des Weges zur Hel verwiesen. Er kam vor das mächtige Gitter und übersprang es mit einem Satze Sleipnirs. Da sah er Baldur in einer Halle sitzen. Er bat Hel, ihn frei zu lassen. Sie versprach's, wenn alle Wesen um ihn weinen würden. Und wirklich vergoß alles, was auf der Erde ist, die erlösenden Tränen, Menschen und Tiere, Erde, Steine, Bäume und alle Erze. Wir sehen ja, daß alle Dinge weinen, wenn sie aus der Kälte in die Wärme kommen. Nur ein einziges böses altes Weib verschloß sich dem allgemeinen Schmerz. Thöck hieß sie. „Behalte Hel was sie hat." Man sagt aber, daß auch dieses arge Wesen kein anderes als der verkleidete Loki gewesen sei. So blieb denn Baldur in Hels Gewalt. Damit war jedoch für Loki das Maß der Sünden voll. Die Götter wollten ihn strafen. Wie aber seiner habhaft werden? Er war geflüchtet und hielt sich im Innern eines Berges auf. Vier Fenster gestatteten ihm nach allen Seiten den freien Blick. Odin freilich hatte ihn in seinem Schlupfwinkel erspäht; darum zog es Loki vor, sich tags in Lachsgestalt zu verwandeln und in einem Wasserfalle sich aufzu-

halten, nachts aber daheim zu bleiben. Er sann nach, wie man ihn fangen könnte, und so erfand er das Fischernetz. Währenddessen waren die Götter ihm schon auf den Fersen. Als er sich verfolgt sah, sprang er mit einem Satze in das Wasser und warf zuvor den Fischfänger ins Feuer. Die Asen kamen hinzu und einer von ihnen, der weiseste, Kwasir, erkannte noch die Maschen des ehemaligen Netzes in der Asche. Er ahmte sie nach und verfertigte so eine Reuse. Mit dieser stellten sich die Götter an den Wasserfall. Thor hielt das eine Ende, die übrigen Asen das andere, und nun zogen sie den Strick den Strom entlang. Aber Loki legte sich am Boden zwischen zwei Steinen nieder, und so kam er frei aus. Darauf wiederholten sie, was sie getan, beschwerten jedoch zuvor das Netz, so daß es am Grunde schleifte. Loki jedoch sprang über es hinweg und schwamm zurück in den Strudel. Jetzt taten die Asen wie zuvor, Thor aber watete zugleich mitten in dem Sturze. Loki konnte weder vorwärts in die bewegte See, noch rückwärts, doch versuchte er abermals, über das Netz zu springen. Da packte ihn Thors gewaltige Faust so stark, daß sein Schwanzende spitz wurde, wie man dies noch heutigentags bei allen Lachsen sehen kann. Nun war Loki an friedloser Stätte gefangen. Drei Felsen wurden umgestürzt, so daß sie schmal und hoch aufgerichtet dastanden, in jeden ein Loch gebohrt und der Übeltäter an Schultern, Hüften und Knien gebunden. Als Fesseln jedoch benutzten die furchtbaren Asen die Gedärme des einen seiner Söhne, der von seinem eignen, durch die Götter in Wolfsgestalt verwandelten Bruder zerrissen war. Über Lokis Kopf wurde eine Schlange angebracht. Sie ergießt ihr Gift auf sein Gesicht. Sigyn aber, sein treues Weib, hält eine Schale empor, ihn zu schützen. Ist diese voll und muß sie ausgegossen werden, so trifft den Unglücklichen der Geifer. Er schüttelte sich dann gar heftig in furchtbarem Schmerze. Daher kommen die Erdbeben.

Dermaleinst freilich wird er seiner Bande ledig werden. Am letzten der Tage wird geschehen, was die Wahrsagungen von der Götterdämmerung berichten. Ungeheuerliche Ereignisse im Menschenleben und in der Natur gehen ihr voraus. Da werden Brüder der Brüder, Väter der Söhne, und Kinder der Eltern nicht schonen. Ehebruch wird in der Familie und Krieg im Staate herrschen. Bald danach verläßt die Natur ihr gewohntes Geleise. Ein Winter kommt, den dreimal kein Sommer ablösen kann. Da stöbert der

Schnee von allen Seiten. Der Frost ist groß; die Winde sind scharf; die Sonne hat ihre Kraft verloren. Nicht lange darauf beginnt die Zerstörung der Welt. Das erste ist, daß die Himmelswölfe Sonne und Mond verschlingen werden, und daß die Sterne vom Himmel fallen. Die Erde beginnt zu erbeben, die Bäume fallen um, die Berge stürzen zusammen und alle Ketten und Bande brechen. Der Fenriswolf reißt sich los und stürzt sich mit klaffendem Rachen auf die Welt. Sein Oberkiefer erreicht den Himmel, der Unterkiefer die Erde. Neben ihm kämpft die Midgardschlange. Sie hat sich vom Grunde des Meeres losgerissen, das, durch sie gepeitscht und aufgewühlt, die Länder überschwemmt. Ihr Gift entzündet Luft und Meer. Feuer sprüht ihr aus den Augen. Von dem Lärm der Kämpfenden birst der Himmel. Da kommen Muspels Söhne herangeritten, an ihrer Spitze Surtur mit fürchterlichem, blankem Schwert, dessen Schein heller glänzt als die Sonne. Vor ihm und hinter ihm glüht verzehrendes Feuer. Unter den Tritten der Rosse von Muspels Söhnen bricht die Brücke Bifröst. Das alte Riesengeschlecht rüstet sich zum Kampfe. Naglfar, das gewaltigste der Schiffe, wird jetzt flott. Ein Riese ist sein Steuermann. — Alle Feinde der Götter und Menschen versammeln sich jetzt auf einer großen Ebene zur letzten Schlacht. Dort wird auch Hels ganzes Gefolge sich aufstellen. — Wenn dies geschehen, stößt Heimdall ins Horn. Nun rüsten auch die Götter. Odin erholt sich Rates aus Mimirs weissagender Quelle. Die Weltesche bebt. Die Asen und Einherier reiten zum Gefecht. Der Göttervater tritt jetzt im Einzelkampfe dem Fenriswolfe entgegen, Thor der Midgardschlange, Freyr dem Surtur. Doch müssen die Götter erliegen. Der Wolf verschlingt Odin, die riesige Schlange wird zwar von ihrem Gegner getötet, aber neben deren Leiche sinkt, von ihrem Gifthauch überwältigt, Thor zu Boden. Freyr wird von Surtur niedergestreckt. Der Hund Garmr, der vor der Gripahöhle lag, ist losgeworden und fällt Tyr im wechselseitigen Vernichtungskampfe. Auch Heimdall und Loki töten einander. Odins Rächer Widar erlegt mit seinem Schwerte den Fenriswolf, indem er ihm die Klinge in den Rachen stößt. Darauf schleudert Surtur Feuer und verbrennt Himmel und Erde.

So geht die Welt zugrunde. Aber unberührt von der Lohe bleiben die Orte der Seligkeit und Verdammnis bestehen. Am besten ist's in Gimil zu sein. Sehr gut aber ist's für die, so einen guten

Trunk lieben, in Brimir zu wohnen. Dagegen gibt's in Nastrand einen üblen Saal, dessen Türen nach Norden sehen. Schlangen sind seine Decke und ihr Geifer fließt in Strömen durch das Gemach. Eidbrüchige und Meuchelmörder müssen beständig durch diese Flut waten. Am schlimmsten aber ist es in Hwergelmir. Dort saugt der Drache Nidhöggr die Leichen der Entseelten. Die Erde ist nicht für immer zugrunde gegangen. Von neuem taucht sie aus der See auf, grün und schön, und bietet ungesätes Korn. Die Götter, welche der große Kampf nicht vernichtete, stellen sich ein, desgleichen aus dem Reiche der Hel Hödur und Baldur, auch Thors Söhne mit des Vaters Hammer. Die Sonne hat eine Tochter geboren, die, eine herrliche Maid, der Mutter Wege wandelt. Im Holze geborgen, vom Morgentau ernährt, erstehen endlich zwei Menschen. Ihr Geschlecht wird die glückliche Erde für alle Zeiten bevölkern.

III. Die Hauptgottheiten als Gesamterscheinung.

Das altgermanische Pantheon ist unübersehbar. Am Himmel stehen zahllose Götter, zahllose wohnen *auf* oder *unter* der Erde, viele im Luftraum, der das Firmament von dem Erdball zu trennen scheint. Wie man sich den Himmel als feste Scheibe dachte, nach einem *Jenseits derselben* aber nicht fragte, so wurde die Erde als unendliche Fläche, von mythischen Bergen, Wassern, Wäldern begrenzt, vorgestellt. Die Vergöttlichung der Gestirne, die Belebung der fernen und unzugänglichen Striche der Erde mit Geisterwesen erweist sich durch die vergleichende Betrachtung als uralt. Oft wird das ganze Götterheer nach geographischen Gesichtspunkten eingeteilt. Im Norden sitzen die Reifriesen, im Süden die Wärme spendenden Dämonen. Alle Elemente sind belebt. Die Namen der einzelnen Beherrscher von Wasser, Luft und Erde sind verhältnismäßig jung und wollen zur Sache wenig besagen. Vielmehr verehrte man die einzelne Erscheinung, wo und wie sie dem Erstaunten, Geängstigten begegnete. Die Wilde Jagd hat erst in späterer Zeit (Mogk) — und zwar wahrscheinlich erst in jener Ära, die das Bedürfnis empfand, das „Wütende *Heer*" nach irdischem Vorbilde mit einem *Heerführer* auszustatten — den greisen Wodan zum „Wilden Jäger" bekommen. Ursprünglich überwog auch hier das Massenhafte, Scharenweise der Gesamterscheinung. —

überraschend ist die Analogie dieses Entwicklungsganges mit dem des indischen Pantheons. Im Veda wird von zahlreichen oder zahllosen Sturmgöttern (Maruts) gesprochen: sie alle aber werden dem einen Rudra untertan gemacht, der eben deshalb eine persönliche Ausgestaltung und persönliche engere Beziehungen zu den Verehrern erfahren konnte. Als Śiva zur Mitgliedschaft in der indischen Trinität erhoben, beherrscht er bekanntlich noch heute viele Millionen, wie sich einst vor dem Sturmgott Wodan so viele germanischen Stämme verneigten.

Wie die Luft so galten auch Feuer und Wasser als belebt, die Gottheit als allgegenwärtig. Weit mächtiger aber als in die Natur griff sie in das Menschenleben selbst ein. Während die Naturwissenschaften unserer Tage die Ursachen mit den nächstliegenden Wirkungen verknüpfen, schloß der religiöse Sinn unserer Vorfahren von allen Wechselfällen und abnormen Erscheinungen auf die Nähe der Gottheit. Geister sind es, die im Hause den Bierkübel umgießen oder die Milch gerinnen machen, Geister klopfen gegen das Gemäuer oder tummeln sich in der Pferdehürde. Dämonen müssen des Menschen Leben vorausbestimmen und lenken. Sie senden Mut ins Herz des Kriegers und Furcht in die Brust des Feindes. Ihnen werden Träume und Visionen zugeschrieben; doch auch Krankheiten kommen von den überirdischen. Selbst die Liebe, deren Dämon immer mit Pfeil und Bogen ausgestattet wird, gilt als ein Unhold dieser Gruppe.

Besonders deutlich wird der Gottheit Walten, wenn körperliche oder geistige Abnormitäten die Grenzen des Natürlichen zu überschreiten scheinen. Deshalb gelten einzelne Auserwählte als die leiblichen Kinder von Göttern. Von der Geburt von Zwillingen schließt man auf Glück oder Unglück ganzer Familien oder Staaten. Das Muttermal wird berücksichtigt. Deformationen, Monstrositäten und Kretinismus erregen Aufmerksamkeit. Alle speziellen Verhältnisse, unter denen eine Geburt erfolgt, kommen in Betracht. Der siebente Sohn gilt als zukunftskundig, und böse Geister weichen vor ihm aus. Das Sonntagskind soll bekanntlich Geister sehen können. Auf der Insel Schonen gilt das Gleiche vom Donnerstagskind, weil der dem Donnergotte geweihte Tag dem Germanen hochheilig war, also in gewissem Sinne den christlichen Sonntag vertrat. — Der Albinismus, d. h. die pathologische Farblosigkeit des

Auges und Haares, war furchterregend und wurde bisweilen auf dämonischen Ursprung zurückgeführt. Wie man von der Gabe der körperlichen Abnormität auf die Fähigkeit, überirdisches zu erkennen, schloß, so führte man umgekehrt die geistigen Störungen auf überirdische Erzeugung oder wenigstens Beeinflussung zurück. Dieser Zug des Aberglaubens ist sicherlich besonders alt, denn selbst die niedrigstehenden Stämme Amerikas und Afrikas vergöttlichen den als inspiriert Geltenden, wozu sie auch den durch Alkohol, Tabak oder andere Narkotika Berauschten rechnen, weil sich der primitive Mensch die Rauschwirkung als solche nicht anders als durch göttliche Einwirkung zu erklären vermag. Auch unser Volk spricht noch mit Scheu von demjenigen, der „sehen", d. h. hellsehen kann, fürchtet alte Frauen mit „bösem Blick" und hat seine eigenen, von instinktiver Angst zeugenden Erklärungen für alle Formen der Hysterie, des Wahn- und Blödsinns.

Natürlich können wir die erwähnten Anschauungen nur teilweise aus alten Texten belegen, doch macht die Vergleichung mit den Glaubensmeinungen anderer Völker sie auch für das alte Germanentum selbst da, wo sie uns erst in moderner Zeit bezeugt sind, wahrscheinlich. Wir sehen — darin besteht der Gewinn dieser Betrachtungen — augenscheinlich, daß die ganze Natur mit allem, was in ihr lebt und webt, was sie uns täglich zeigt oder nur hier und da einmal als Wunder offenbart, in den Bannkreis der Religion geschlagen war. Nur diese Tatsache macht eine verständige Würdigung des altgermanischen Glaubens, seine religionsgeschichtlich richtige Wertung und seine ethische Einschätzung möglich; die Periode der eigentlichen Vielgötterei, der gedankenlosen Verehrung zahlloser Zustände und Objekte, war von ihm längst überwunden. In der Gruppierung der gesamten Erscheinungswelt unter die Herrschaftsbereiche weniger, lebendiger Götter sehe ich eine von selbst auf die Phase des Monotheismus zudrängende Form der Religionsentwicklung, die in ihrer tiefen Innerlichkeit auch uns bewundernde Anerkennung abnötigt. Hier konnte das Christentum getrost einsetzen, hier war es nicht in Gefahr, zum Ritualismus zu verflachen. Wo jede Pflanze, jedes Tier, jedes Stück Erde und jeder Mensch, der auf ihr lebt, einer lebendigen Gottheit untertan war, konnte die semitische Vorstellung von dem monarchisch regierenden Gotte, der über der Erde thront, eine Vertiefung erhal-

ten, die den aufgepflanzten Glauben die festeste Wurzel schlagen ließ. Der christlich-semitische Gott steht als Machthaber über den Menschen, der christlich-germanische Gott des Märchens kehrt hingegen bei den Sterblichen ein und ißt mit den Armen deren Brot, wie auch die Legende das gleiche von Christus berichtet. Hier können wir die Eigenart des germanischen Geistes mit besonderer Bestimmtheit walten sehen und beobachten, wie der Geist die religiöse Form überlebt hat. Denn schon die Germanen der Heidenzeit öffneten den Göttern ihrer speziellen Verehrung zu gewissen Zeiten die Türen ihrer Häuser, ließen den schimmelberittenen Lichtgott an festlichen Tagen in ihre Hütten einziehen und verpflanzten dorthin den Frühling, wenn sie mit den ersten grünen Zweigen ihre Wohnstätten schmückten.

Werfen wir zunächst einen Blick auf das Äußere der Himmlischen, so fällt sofort auf, daß die germanischen Götter eine ganze Anzahl von Abnormitäten zeigen, die wir als Verstümmelungen anzusehen gewöhnt sind. Wodan hat nur ein Auge, Ziu eine Hand, Donar zeichnet sich durch eine Schädelverletzung aus, die ihm das Sprengstück eines Schleudersteins, den ein Riese nach ihm warf, eingetragen hat. Dergleichen ist im Kreise der griechisch-römischen Mythologie, deren Götter den körperlich und geistig vollendetsten Menschen nachgebildet wurden, unerhört. Andererseits hat sich uns das Verständnis für diese Phänomene bereits erschlossen, wenn wir feststellten, daß das Altertum körperliche Mißbildungen abergläubisch zu verehren pflegte. — Offenbar liegt den erwähnten Verstümmelungen der Götter auch die echt germanische Auffassung zugrunde, daß solche im Kampfe erworbenen Abzeichen der Ehrenschmuck des deutschen Mannes seien. Wodans zweites Auge, das als Pfand für erlangte Weisheit in Mimirs Brunnen liegt, führt uns zur Zeit der rücksichtslosen Ausübung des Pfandrechts zurück, dem nicht bloß das Eigentum eines Menschen, sondern sogar ein jedes seiner Glieder zum Opfer fallen konnte. Auch der wandernde Schneider des deutschen Märchens muß seine Augen als Pfand hergeben. — Zugleich aber stellt die Einäugigkeit Wodans einen typischen Zug dar, den wir von Japan aus über die ganze alte Welt hin verfolgen können: den sog. Kyklopentypus. Den einäugigen Gott bzw. Buddha finden wir z. B. in den ungeheuren Länderstrecken wieder, die von der buddhistischen und lamaïstischen Kul-

tur beherrscht werden. Nur der Forschung der Zukunft kann es gelingen, eine Brücke zu schlagen, die Hinterindien mit Island verbinden müßte. In keinem Falle aber ist die Möglichkeit, daß der Kyklopentypus etwa auf Vasengemälden oder plastischen Darstellungen so weite Länderstrecken durchwandert habe, von der Hand zu weisen. — Wie lebhaft übrigens gerade in Deutschland die Schätzung solcher Merkmale hoher und kriegerischer Gesinnung war, geht daraus hervor, daß die älteste deutsche Sage ihre Helden mit ähnlichen Verstümmelungen ausstattete. Nach dem Bericht des Waltherliedes verliert im gegenseitigen Kampf Hagen das eine Auge, Walther die Hand; Gunthern trifft sogar der Verlust eines Beines. Die Helden setzen sich nach der blutigen Befehdung versöhnt zum gemeinschaftlichen Mahle nieder. Die Jungfrau reicht den Trank und pflegt die Wunden. Man sieht, nebenbei bemerkt: die nordische Walhall taucht hier plötzlich auf. Sie war also doch mehr als ein bloßes Phantasiestück einzelner Skalden.

Fanden wir bei den Göttern eine Einbuße an Gliedern, so zeigen die Riesen einen Überfluß davon. Vielarmigkeit und Vielbeinigkeit sind ja charakteristische Merkmale aller dieser alten Dämonenwesen, wie auch der griechischen Giganten. Besonders interessant ist hier die neunhunderthäuptige Großmutter Ymirs, d. h. ein Riesengeschöpf aus urältester Zeit. Sie erinnert auffällig an des Teufels Großmutter. Es ist die Möglichkeit nicht in Abrede zu stellen, daß monströse menschliche Mißbildungen, wie sie zu Zeiten immer wieder einmal vorkommen, zur Entstehung dieser Typen beigetragen haben können. Der Zug des Gliederüberflusses ist wesentlich auf die Riesen beschränkt, der des Gliedermangels findet sich häufig auch bei niederen Geistern. Viele von ihnen — der namentlich den Leichendämonen eigene Polyphemtypus — haben nur ein Auge; oft fehlt den Gespenstertieren das vierte Bein. Anzahl und Gestalt der Füße sind überhaupt sehr bedeutsam. Wurde doch die ganze Existenz dieser Fabelwesen großenteils aus den Abdrücken ihrer Füße geschlossen, die man im feuchten Grase, im Schlamm, in der Asche zu finden glaubte. Deshalb bleiben selbst bei Verwandlungen gerade die Füße oder Schuhe von Geisterwesen in ihrer alten, eigentümlichen Form. Bei den Gestalten der sogenannten niederen Mythologie fällt überhaupt stets geisterhafte Häßlichkeit auf. Die Meerjungfrauen (Seenixen,

Wasserjungfrauen) gehören zu den bekanntesten Vertretern dieser Gattung. Der Glaube an sie ist unserem Volke so fest eingeprägt, daß man ein einzelnes Exemplar derselben noch vor wenigen Jahren in Königsberg auf dem Jahrmarkte zeigen zu können vorgab. Den versteckten Leib des Fabelwesens entstellt ein Fischschwanz, die langen, wallenden Haare sind grün, die tellergroßen Augen kalt und fragend dem Beobachter zugewendet, die Brüste groß und herunterhängend. Gerade dieser letztere Zug, den ich nicht zu deuten wage, wiederholt sich öfter. Andere Unholde werden durch einen Schwanz entstellt. Manche mythischen Tiere zeigen ein ungeheuerliches Äußere. Zu den bekanntesten unter ihnen gehört der am Hölleneingang wachende Garmr, der beste Hund, welcher dereinst bei der Götterdämmerung den Tyr im wechselseitigen Vernichtungskampfe fällen wird. Seine Ähnlichkeit mit dem Kerberus der griechischen Sage und dem „vieräugigen Hund" des indischen Rituals macht ihn zu einem der sichersten Zeugen urindogermanischer Mythenbildung. Ein Hund, der zwei weiße Flecke über den Augen hat, gilt nach dem heutigen Aberglauben unseres Volkes als vieräugig, geistersichtig und gegen Besprechung durch Diebe geschützt.

Von großer Wichtigkeit ist die Kleidung der mythischen Personen. Das Altertum hat die Umhüllung mit Tierfellen, die den Verfolger oder das neugierige Wild täuschen sollten, nicht verschmäht. So zog man z. B. dem Wolf das Fell, an dem noch der volle Kopf hing, ab und streifte sich die Hülle um. An diesen Jägerbrauch knüpfte sich sicherlich alsbald der Glaube, durch solche Mummerei Wolfsmut zu gewinnen; gewiß auch der, unsichtbar zu werden — ein naheliegender Gedanke. Deshalb verstehen wir es, wenn die deutsche Sage von Tarn-, Nebelkappen redet, die zu den Gaben der Zwerge gehören, wie Wodan den bergenden Hut und Mantel besitzt. Er, der oberste Gott der Germanen, war zugleich Seelenräuber und -führer. Dem Tode aber und seinem Reiche ist die Eigenschaft der Finsternis, des Unsichtbarseins, in hervorragendem Maße eigen. Deshalb bekommt der deutsche Todesgott nicht minder als der griechische ein verhüllendes Bekleidungsstück, das seines Trägers Unsichtbarkeit begründen sollte, zum Attribut. — Wir sehen aus dieser Einzelheit, daß die Bekleidung der mythischen Figuren für die Rolle, die ihr Träger spielt, von Bedeutung ist. Von symbolischer Wichtigkeit hierfür ist ein Sagenzug, der sich

häufig wiederholt: Heinzelmännchen beschenken einen Mann, in dessen Hause sie wohnen. Da kommt dieser auf den Gedanken, die gütigen Zwerge durch einen neuen Anzug zu belohnen. Diesen finden sie nachts, rufen: „Ausgelohnt, ausgelohnt" und verschwinden.

Bedeutsam sind stets die den Göttern attributiv beigegebenen Tierwesen. Die großen Götter, mit alleiniger Ausnahme Thors, verschmähen es sämtlich, zu Fuß zu gehen; sie werden entweder zu Roß oder zu Wagen sich fortbewegend gedacht. Da die Reitkunst jünger als die Wagenkunde ist, dürfen wir das Bild des reitenden Gottes für das spätere halten. Nun finden wir aber nicht bloß die männlichen, sondern auch die weiblichen Gottheiten und zwar die letzteren sogar auf Säuen reitend. Daraus folgt, daß das dem Dämon beigegebene Tier zu dem Gotte in ursächlichem Zusammenhange steht, und zwar kann man wahrscheinlich machen, daß in manchen Fällen die tierische Erscheinungsform religionsgeschichtlich älter als die menschliche ist. Dies gilt jedoch keineswegs allgemein, und so muß die jedesmalige Prüfung die Wahrscheinlichkeit für oder gegen den einzelnen Fall ergeben.

Keine Figur hat sich dem Gemüt der germanischen Stämme tiefer eingeprägt als die des auf seinem Sleipnir reitenden Wodan: der gewaltige, mit langem Speer bewaffnete Gott auf dem ungeheueren, achtbeinigen Hengste! Mann und Pferd sind hier aufs engste miteinander verwachsen, und jenem wie diesem kommt die Funktion des Seelenentführers zu. Wie schön drückt das Bewußtsein der Einheit von Roß und Reiter ein altes Rätsel aus, wenn es fragt: „Wer sind die zwei, die zum Thing (Ratsversammlung) fahren? Drei Augen haben sie zusammen, zehn Füße und einen Schweif und reisen so übers Land?" Antwort: der einäugige Wodan auf dem achtfüßigen Sleipnir. — Der eigentliche Kriegs- und Donnergott, Donar, reitet nicht, sondern bedient sich eines Wagens, der von Böcken gezogen wird. Noch eigenartiger ist es, daß Freyja ein Katzenpaar vor ihren Wagen gespannt hat. Die Katze war als Schützling des Hauses vor Verfolgung sicher und wurde hochgeschätzt, mußte also im Dienste der Freyja stehen, die ja ihrerseits die Patronin der deutschen Familie war. Außerdem wurde ihr Reichtum an Nachkommenschaft, den sie wohl sympathetisch übertragen sollte, hoch geschätzt. Allerdings war sie in altgermanischer Zeit noch nicht domestiziert. Dieser Zug muß also jüngeren Da-

tums sein. Übrigens kommen der Göttin noch andere Tiere zu. Wie Freyr einen Eber reitet und Eber als Opfertiere empfängt, soll auch sie einen goldborstigen Eber zum Reittier haben. Hat sich doch eine gelegentlich auftauchende Riesin sogar einen Wolf erwählt. Wenn später die Hexen auf Säuen zum Hexensabbat herbeieilen und alten Weibern der vertraute Verkehr mit Wölfen zum Vorwurf gemacht wird, so klingen die alten Ideen nach. Der indische Mythus ist hier wieder besonders klar. Von den Asvin, den beiden Göttern der Frühröte, die mit einem von geflügelten, feurigen Rossen bespannten Wagen über den Himmel fahrend gedacht werden, berichtet er, daß sie die Kinder einer Saranyu gewesen seien, die sie gebar, nachdem sie sich in eine Stute verwandelt hatte. Die Asvin haben also tierischen Ursprung und fallen mit den beiden Rossen, die ihren Wagen ziehen, mythologisch und begrifflich zusammen. Im allgemeinen muß es als sicher gelten, daß die den einzelnen Gottheiten beigegebenen Tiere zugleich kultischen Wert hatten. Sie waren ihnen geweiht und wurden ihnen geopfert. Dieser Zug wiederholt sich in der Geschichte des Götterdienstes überall: der Mensch weiht diejenigen Tiere, in deren Gestalt er die Gottheit vermutet.

Zu den keineswegs unwichtigen Attributen der Götter gehören deren Waffen. Nach ihrer Form und Beschaffenheit und der Art ihrer Anwendung ließe sich eine ganze Geschichte der Bewaffnung herstellen. Die ältesten Angriffsmittel sind in der Hand der Riesen. Sofern die Giganten nicht die bloße oder mit einem Handschuh geschützte Faust benutzen, werfen sie, wie der Kyklop, gewaltige Steine oder bedienen sich der Schleuder. Auch Donar und Freyr sind so stark, daß sie mit bloßer Faust einen Riesen zu Boden schlagen können. In Donars Faust aber ruht seine herrliche Waffe, der Hammer, der nach vollbrachtem Schlage wieder in des Gottes Hand zurückkehrt. Freyr besitzt ein ähnliches Schwert und Wodan einen analogen Speer. Es wäre irrig, in diesen lebendigen Waffen Natursymbole sehen zu wollen. Vielmehr haben wir es hier mit Wunschdingen zu tun, wie das Märchen sie in zahllosen Exemplaren kennt. Der Glaube an selbsttätige Waffen findet sich vieler Orten und ist z. B. in den Sagenstoffen des indischen Mittelalters zur Manie ausgeartet. Von besonderem Interesse ist eine Einzelheit: die Keule, mit der Freyrs Diener

Skirnir den Riesen Beli erschlägt, besteht aus einem Hirschgeweih. Sicherlich ist das Gehörn eines starken Rothirsches eine gewaltige, offenbar als Keule zu handhabende Waffe. Wir sehen, wie der Mensch dem Tier die Verteidigungsmittel ablauschte. So erschlug ja auch Simson mit dem Kinnbacken des Esels die Philister; nicht minder wurde der Pferdeschädel als Waffe benutzt. Hier, wenn irgendwo, können wir bei den Urquellen menschlicher Kultur angelangt zu sein glauben.

Unter den Ausrüstungsgegenständen verdient endlich noch der Gürtel Erwähnung. Von ihm berichtet schon die altdeutsche Sage und preist seine Zauberkraft. Nach dem Glauben der Fischer unserer Kurischen Nehrung hat der Teufel einmal einem Bewohner von Nidden, der in den Wirbelwind ein Beil hineinwarf, einen Gürtel zum Geschenk gemacht. Der argwöhnische Fischer band diesen um drei junge Bäumchen. Da erhob sich plötzlich ein mächtiger Sturm und entwurzelte die Stämmchen, um sie sofort durch die Luft zu entführen. — Ich will aus solchen Sagen nicht folgern, daß Sturm und Gürtel miteinander identisch seien. Wohl aber glaube ich, daß der dem Gürtel von alters her beigelegte Zauber ihn in der Hand des Sturmriesen besonders mächtig erscheinen ließ, und daß deshalb Sturm, Gürtel und Kraft parallele Begriffe wurden. Der Kraftgürtel Donars ist bekannt.

Wir haben im vorausgehenden den allgemeinen Habitus der Gottheiten einer Betrachtung unterworfen. Nunmehr wird es unsere Aufgabe sein, ihre Charaktereigentümlichkeiten und Eigenartigkeit zu beobachten.

Das altgermanische Götterpantheon stellt zweifellos ein buntes Gemisch an Größe, Form und Ausstattung dar. Die kleinen Heimchen des Herdes reiten auf Mäusen, der größte der Riesen knickt Bäume durch sein Schnarchen und fängt den gewaltigen Donar in seinem Handschuh, den dieser für eine Höhle hält. Und doch läßt sich ein ordnendes Prinzip in dieser Gestaltenfülle erkennen. Mit der riesigen Größe und Stärke verbindet sich riesische Tölpelei, Dummheit und Arglosigkeit; mit der zwergischen Kleinheit zwergische Gewandtheit, Intelligenz und Boshaftigkeit. Was dem einen an Verstande fehlt, ersetzt er durch rohe Kraft und umgekehrt. So halten die feindlichen Mächte der Menschen, Zwerge und Giganten sich gegenseitig in Schach. Ein ähnliches Verhältnis klingt durch

den ältesten griechischen Mythus und führt zu den in die graueste Vorzeit zurückgehenden Sagen von Helden- und Riesengeschlechtern, die miteinander in ewigem Kampfe leben. Die Zeit der Sagengestaltung, der von fahrenden Sängern vorgenommenen Einteilung und künstlerischen Darstellung der überlieferten Motive, hat diese Gegensätze von Groß aber Dumm und Klein aber Witzig mit Vorliebe verwertet und den gesunden Humor, der in ihnen liegt, mit Glück hervorgehoben. Gigantische Größe und gefälliger Humor scheinen die beiden Pole zu sein, zwischen denen deutsche Geistesart spielt. — Mit der riesischen Größe verbindet sich ungeheure Kraft und gewaltige Körperbetätigung. Der geworfene Stein ist felsengroß, von dem Schnarchen geht ein Sturmwind aus. Die Stimme ist ein fürchterliches Brüllen. Im Gegensatze dazu klingt das Wispern der Zwerge dem Piepen der Mäuse ähnlich. Die Götter reden menschengleich. Doch finden sich in ihrer Sprache Geheimnamen, wie überhaupt sämtliche Göttergruppen ihre eigentümlichen Bezeichnungen für gewisse Dinge haben. Das Zeitalter der Skalden hat diesen Zug besonders lebhaft aufgefaßt und für zahlreiche Gegenstände Kunstausdrücke in der Edda überliefert. Das ganze Alvismal, ein Eddalied, ist eigentlich nur eine Zusammenstellung synonymer Ausdrücke in der Sprache der Menschen, Asen, Wanen (einer mit den Göttern ehemals verfeindet gewesenen, später aber durch Geiseln verbundenen Götterklasse), Jötnar (Riesen), Alfen, Zwerge und Höllenbewohner. Bekanntlich schreiben auch die Zeitgenossen Homers ihren Göttern eine eigene Sprache zu. Mit Unrecht behauptet J. Grimm, daß das alte Indien die gleiche Idee nicht kenne. Vielmehr ist sie dort bereits im Veda deutlich nachweisbar; namentlich die Opfersprache besitzt für Einzelheiten des Rituals eine Anzahl von mystischen Bezeichnungen, „denn mystikliebend sind die Götter". Manchmal sind die gegebenen „Götterworte" einfache Verdrehungen von Sanskrit-Nomina, manchmal stellen sie einen älteren Sprachzustand dar.

Zu den wesentlichsten leiblichen Betätigungen der Götter und der Riesen gehört ihr fabelhaft starker Appetit, der zu der großen Genügsamkeit der Zwerge und Elfen in schneidendem Gegensatze steht. Denn während die Wasserfee einer urindogermanischen Sage um nichts weiter als einen Tropfen Schmelzbutter bittet, und die Heimchen, mäusegleich, von den Brotkrumen leben, die man zu-

fällig auf den Boden geworfen, können die Riesen ganz Erstaunliches im Essen leisten. Sie heißen deshalb im Altnordischen: jötun (altsächsisch: etan) „die Fresser". Donar, der auch hier sein riesisches Wesen nicht verleugnet, übertrifft sie noch gelegentlich und veranstaltet mit ihnen Wettessen und Wetttrinken. Bei Thrym ißt er, wie wir sahen, einen ganzen Ochsen und acht Lachse, dazu spült er drei Tonnen Met herunter. Bei dem Eisriesen Ymir verzehrt er sogar zwei Ochsen und trinkt dazu eine Kufe Met. Das Wölfische seines Appetits bricht bei dem in Frauenkleidern verborgenen Gotte gelegentlich zu früh hervor und verrät ihn fast. Auch Loki, der Teufel des nordgermanischen Glaubens, frißt ungeheuer, dadurch seine Riesennatur bezeugend. Dem alten Gigantengeschlecht vollends ist die Unersättlichkeit als wesentliches Moment eigen. Das Rohe, Schrankenlose ihrer Erscheinung ist mit diesem Zuge treffend angedeutet; und wiederum können wir es nicht als einen Zufall, sondern müssen es als eine uralte historische Verknüpfung ansehen, wenn wir den deutschen Riesen Wolfesmage im indischen Epos wörtlich übersetzt als Vṛkodara wiederfinden. — Die Vorliebe für reichliches und gutes Essen und Trinken ist eine verzeihliche Charaktereigenschaft des in seinen Wäldern schmachtenden Deutschen, noch mehr des armen Nordländers, in dessen unfruchtbaren Gegenden Hungersnöte an der Tagesordnung waren. Schlaraffenland und Himmel liegen ihm nicht weit auseinander und seine Götter sind ihm die beati possidentes, wenn sie von dem niemals ganz verzehrbaren Eber essen und dazu den niemals alle werdenden Met trinken. Die aus dem Beginn der Römerzeit herrührenden Gräberfunde mit ihren reichen Beigaben von Eß- und Trinkgeräten weisen in gleicher Richtung.

Zu den ganz elementaren Zügen der Götternaturen gehört ihre Goldgier. War schon ohnedies das glänzende Metall der Zielpunkt allgemeinen Strebens, so mußte es durch seine Verarbeitung zu Schmuckstücken, wie Ringen, Arm- und Halsbändern, noch weit begehrenswerter werden. Die Kunstindustrie des nordeuropäischen Kulturkreises, deren Umfang und Bedeutung die modernen Ausgrabungen gelehrt haben, findet in den Schilderungen der Edda von dem großen Goldhort der Zwerge und Elfen und den Schmuckgegenständen der Götter ihr Spiegelbild. Einzelne Gottheiten sind nichts weiter als skaldische Bezeichnungen für solche Zierden, so z. B.

Hnoss und Gersemi, zwei Töchter der Freyja. Ihre Namen heißen nämlich nichts anderes als Schmuck und Kleinod. Von erstaunlicher elementarer Roheit sind manche, sicherlich uralte Sagen, die uns die Macht des Goldes darstellen, so namentlich die Vorgeschichte des Hauses Sigfrids nach dem eddischen Bericht und ferner einige Göttermythen. Von der hohen Frigg wird erzählt, daß sie sich aus Gier nach dem Golde, das Wodans Bildsäule schmückte, einem Diener hingegeben haben soll. Noch gewaltiger ist der Schimpf, den Loki der sonst züchtigen Freyja, der Beschützerin der Ehe, antun darf; er ruft ihr zu, sie habe, um ihr goldenes Halsband zu erlangen, mit vier Zwergen, ihren Schmiedemeistern, gebuhlt. — Die Freude am Putz ist besonders den Frauen eigen: Menglod, eine Riesin, hat den Namen nach ihrem Halsband bekommen. Die entschlafene Nanna beschenkt nach Baldurs Tode von der Unterwelt her die Frigg und ihre Dienerin mit einem Kopfputz und einem Ringe. Die gleiche Sehnsucht nach Gold spricht sich, wie wir sehen können, im Märchen und in zahllosen Vorstellungen des Volksglaubens aus, die teilweise unzweifelhaft sehr alt sind. Die Sterne oder Sternschnuppen werden für himmlisches Gold gehalten. Daher die Meinung, das zerspringende Meteor weise Gold oder verheiße Reichtum (der litauische Pukis) oder liefere Drachengeld. Beim Fall eines Sternes solle man sich etwas wünschen. Bei allen indogermanischen Völkern redet man von Drachen, die fabelhafte Schätze bewachen; der Goldhort soll zu Zeiten „rücken" oder „blühen", d. h. auf die Erdoberfläche kommen. Überall, besonders aber in dem Gemäuer alter Burgen, vermutet man solche Schätze eingegraben. Von goldenen Äpfeln spricht die griechische Sage nicht minder als das Grimmsche Märchen. Die Dämonen des modernen Volksglaubens, namentlich die gütigen unter ihnen, sind reich mit Gold ausgestattet. Die Meinung, daß der Teufel im Besitz unermeßlicher Schätze sei — die bekannte Ursache für die mittelalterlichen Teufelsverschreibungen — geht wohl auf den Glauben an die vorzugsweise in Bergen und Höhlen wohnenden und Gold hütenden Zwerge zurück. Bisweilen verschönt sich der rohe Zug in der späteren Sage. Die Götter Germaniens lassen eine ihnen erzeigte Gefälligkeit selten unbelohnt. Wenn der Wagen des Wilden Jägers schadhaft wird und ein hilfsbereiter Mann zu seiner Reparatur den Hobel anwendet, so verwandelt

sich die niederfallende Holzwolle alsbald in Gold. Selbst der Kot von dem Rosse des Wilden Jägers wird zu Edelmetall und nicht minder andere Teile seiner Erscheinung. Nur der Gläubige wird mit solchen Schätzen beschenkt; der Dämon gebietet, den unscheinbaren Gegenstand aufzuheben; der Gehorsame tut es und wird belohnt; der Ungehorsame verliert den Schatz. Eben in dieser Forderung der Sage, sich unter den Willen der Heidengötter zu beugen, liegt noch ein außerchristliches Element versteckt. Die kindliche Harmlosigkeit des zum Hausmärchen herabgesunkenen Motivs von dem Gotte und dem Golde läßt die grandiose Furchtbarkeit der bereits berührten Edda-Erzählung von den Zauberschätzen der Zwerge und des Drachens nicht mehr ahnen.

Zu den am weitesten verbreiteten und fundamentalsten Irrtümern der älteren Religionsgeschichte gehört die Meinung, man habe sich die Heidengötter, ähnlich dem Christengott, außerhalb der Welt oder jenseits der Sterne in einem metaphysischen Raume weilend vorzustellen. Einer solchen Auffassung widerspricht nun alles, was wir von Gestalt und Wesen der Götter wissen. Der äußeren Erscheinung nach sind sie menschenähnlich und deshalb auf die Erde angewiesen, wenngleich bisweilen imstande, sich über diese zu erheben. Ihrem Wirken nach beschränken sie sich völlig auf die Menschenwelt, die sich ja damals noch im Mittelpunkte der Schöpfung glauben konnte. Am klarsten sagt es wieder, und zwar zu unzähligen Malen, der Veda, daß die Götter dereinst auf der Erde gelebt hätten und erst später zum Himmel emporgestiegen seien. Das mythische Pantheon, die Götterversammlung der Inder, Griechen und Germanen, ist eine junge Ausgeburt wahrscheinlich priesterlicher Phantasie. Erst Homer hat vermutlich die Ratsversammlung der Götter im Olymp geschaffen und die Unsterblichen nach irdischem Muster plaudern und Beschlüsse fassen lassen. Daß auch die Walhall der Nordgermanen eine Schöpfung fahrender Sänger sei, wird durch das absolute Fehlen einer ähnlichen Vorstellung im ganzen germanischen Süden wahrscheinlich; desgleichen durch die Tatsache, daß allen Göttern bestimmte Lokalkulte eigneten, d. h. daß sie geographisch fixiert wurden; ferner durch die bekannte Übertragung ihrer Namen und Personen auf spätere christliche Heiligenfiguren. Aber auch nach den Berichten der gesamten nordischen Mythologie weilen die Götter, soweit volkstümliche Quellen spre-

chen, vorzugsweise in Hainen, an Quellen und Flüssen, auf Bergen. An den menschlichen Schicksalen nehmen sie lebhaften Anteil. Bald nach der Geburt des Kindes erscheinen sie und verleihen ihm Segen oder Fluch. Bei der Hochzeit der Menschen sind sie nicht selten gesehene Gäste. Donar, der Gott der Ehe, bisweilen sogar Wodan, nehmen häufig an Vermählungen teil. Gerade der Götterfürst schenkt dann seinem Liebling wohl gar eine kostbare Waffe, die sich auf späte Geschlechter vererbt und für sie Glück oder Unheil bedeutet. Überhaupt wird Wodan als Wanderer, in seiner bekannten Vermummung umherschweifend, gedacht. Er kehrt bei Sterblichen ein, um Gastfreundlichkeit zu belohnen, rauhe Sitten zu strafen. Man kann sich von der Unmittelbarkeit des religiösen Empfindens unserer Vorfahren kein richtiges Bild machen, wenn man diesen Zug vernachlässigt. — Der Glaube an das Wandern der Götter, wiederholt sich im Märchen, das, wie angedeutet, von der Zeit redet, da der liebe Gott noch auf Erden wandelte. Besonders deutlich sind die Spuren des alten Zustandes wieder im indischen Glauben zu finden. Die Priestertheologie hatte schon längst eine Götterversammlung in himmlischen Räumen geschaffen, als das Volk noch von Indra, dem indischen Donar, als Wanderer erzählte, der in den Wäldern sich einem Sterblichen zugesellt und in dessen Lebensschicksale eingreift.

Die germanischen Götter sind vermenschlicht aber nicht rein menschlich gedacht. Zu ihren hervorragendsten Eigenschaften gehört noch die Fähigkeit, sich zu verwandeln. Unter allen Gottheiten macht Loki, der Götterdiener und Götterfeind, von dem Gestaltenwechsel den ausgedehntesten Gebrauch. Er erscheint, in bedeutsamer Analogie zu dem Teufel des mittelalterlichen und späteren Volksglaubens, als Fliege, Floh, Pferd, Schlange usw. Doch auch Wodan bedient sich des gleichen Zaubers, namentlich um zu berauben und zu berücken. Viele solcher Sagen sind harmlose Märchen und bedürfen keiner Deutung. Andere aber gehen, wie wir hier nur andeuten wollen, auf uralte Mythen zurück und weisen auf eine Zeit, die sich die Gottheit noch in Tiergestalt wirkend dachte. Als die Menschen später ihre Ebenbilder zu Göttern machten, schloß die Sage durch die vorhandene Idee der Metamorphose zwischen der menschlichen und tierischen Form einen Kompromiß; so entstanden die Verwandlungen, die unter der Hülle des Erborgt-Menschlichen das zugrunde liegende Dämonische hindurchblicken lassen.

Man könnte solche vielseitig variierte Züge für jung halten. Wird doch selbst von dem Teufel unseres Volksglaubens oft erzählt, daß er wie ein gutmütiger Hauskobold bei der menschlichen Arbeit mithelfe, daß man sich aber vor ihm beständig hüten müsse. Ich bin indes geneigt, in dieser Doppelseitigkeit der Götter einen alten Zug zu sehen, weil die Meinung, daß man den überirdischen nur mit Furcht nahen dürfe, und daß ihre Handlungen, Gaben, Gesinnungen den Menschen unfaßbar seien und oft ins Gegenteil umschlügen, zu den Merkmalen der vorchristlichen Religion überhaupt zu gehören scheint. Sicherlich aber hat die neue Religion mit ihrer Lehre von der Vaterliebe Gottes diesen Gegensatz zwischen jetzt und ehemals noch mehr verschärft. Ein stellenweise vertrauter Umgang mit den alten Göttern ist gar nicht in Abrede zu stellen. Man speiste und tränkte sie im Opfer und begrüßte sie als Gäste. Ein Isländer Hrafnkel hatte sein Roß Freyfaxi zur Hälfte dem Freyr geschenkt; er teilte sich also mit dem Gott in des Tieres Besitz. — Vielfach berichten Märchen und Sage von kleinen Liebesdiensten, die gütige Genien dem einzelnen in Haus und Hof, in Küche und Keller leisten. Frau Harke hütet Schweine und Wild, die Weiße Frau füttert und melkt das Vieh, die Trollen putzen ihre Lieblingspferde. Solche Ideen gehören bereits in den Kreis der später zu besprechenden Berufssagen. Die Viehmagd, der Schneider, der Pferdeknecht — sie alle haben eigene kleine Götter, deren Gunst man sich zu erwerben strebte. —

Das so rekonstruierte Charakterbild der Götter hat in der Edda eine bedeutsame Wandlung gegenüber einem älteren, vorauszusetzenden Zustande erfahren. Die altnordischen Sänger haben Lust und Muße gehabt, der Erde einen analogen Himmel, wohl nach alten Vorbildern, gegenüberzustellen. Das müßige Leben, das sie an kleinen, etwa norwegischen Höfen kennen gelernt hatten, wurde zum Leben der Götter gestempelt, die sich nun um weltliche Angelegenheiten wenig kümmerten, dafür um so mehr aßen und tranken, das Würfelspiel betrieben, im Scheingefecht einander gegenüber traten und die Liebe nicht vergaßen. Auch dieser Prozeß der Profanation des Jenseits durch Sängerschulen findet sich übrigens häufig wieder. Schließlich bekommt jede der Hauptgottheiten ihren eigenen Himmel, in den ihre speziellen Vertreter einzugehen wünschen. Wir erinnern an jene altnordischen Helden, die zu ihren Ver-

trauens- und Schutzgottheiten in engen, persönlichen Beziehungen standen, sich nach ihnen nannten, ihre Lieblingspferde ihnen auf Halbpart schenkten usw. Dadurch wurde ein einseitiger kultischer Ausbau bestimmter Göttererscheinungen gewährleistet. Auch in dieser Hinsicht ist die indische Mythologie klassisch. Der vedische Wassergott Varuṇa, als alter Mann von besonderer Häßlichkeit dargestellt, hat ursprünglich nur geringe Veranlagung zu der hohen Stellung gehabt, die er schon in früher Zeit einzunehmen scheint. Ein religiöser Sänger aber, der ihm besonders lebhaft zugeneigt war, verfiel auf die Idee, die Bauchwassersucht, die ihn quälte, statt auf die üblichen Krankheitsdämonen, auf jenen Gott zurückzuführen, der, wie in der Natur, so auch im menschlichen Körper, das Wasser erzeugt haben mußte. Jenen Sänger quälten Bedenken, ob er seinen religiösen Verpflichtungen pünktlich nachgekommen wäre. Diesen Sorgen gibt er in Liedern Ausdruck, die zu den schönsten und innigsten der altindischen Poesie gehören. So wird Varuṇa zum richtenden und strafenden Allvater. Sein Bild gewinnt mit dem des alttestamentlichen Gottes eine irreleitende Ähnlichkeit. — Ich erwähne diese Analogie deshalb, weil sie uns lehrt, wie kleine Götter groß, Repräsentanten von Naturelementen zu ethischen Gewalten werden können. Ohne die Tätigkeit von religiösen Priestern und Sängerschulen sowie ohne die Einwirkung der Umgestaltungskraft, die im Gefolge der Gottesliebe und Gottesfurcht einzelner liegt, ist dieser Vorgang unverständlich.

Das Liebesbedürfnis der Götter ist bei dem männlichen und weiblichen Geschlechte gleich groß. Wenn Wodan in dieser Beziehung ein schlechtes Beispiel gibt, so darf man ihm dies nicht gar zu sehr verargen. Als der mythische Stammvater vieler Geschlechter, die mit dem Anspruch der Sohnschaft an ihn herantraten, mußte er ja in Liebeshändel mannigfacher Art verstrickt gedacht werden. Freilich ist sein Benehmen innerhalb der Götterfamilie ebenfalls nicht einwandfrei. Daß darin eine gewisse Roheit der Anschauungsweise seiner Verehrer zutage tritt, läßt sich nicht bezweifeln. Andererseits aber weiß man nicht, ob das, was in dieser Beziehung berichtet wird, mehr Mythus oder Roman ist. Auch galten Fruchtbarkeit und Kinderreichtum dem Altertume als hohe Gaben.

Als fernere, höchst merkwürdige Eigentümlichkeit des alten Götter-

glaubens erwähne ich noch dessen Fähigkeit, abstrakte Begriffe zu personifizieren. In vielen Religionen, und zwar schon religiösen Doktrinen aus alter Zeit, findet sich ähnliches. Der Veda kennt neben Sūrya, dem Sonnengott, einen Savitar, den „Anreger", also eine Gottheit, deren Wesen in der Funktion des „Anregens", der Erweckung des Lebens, so ziemlich aufgeht. Die Avesta-Religion des Zarathustra hat überaus zahlreiche Abstraktionen dieser Art gebildet. — Man hat den Eindruck, als ob der in Frage stehende Prozeß der Vermenschlichung abstrakter Begriffe folgendermaßen entstanden sei: es wurde eine beschränkte Anzahl von Göttern verehrt; diese stattete man mit Attributen aus, die, bald lobend, bald tadelnd, der Gottheit Wesen bezeichnen sollten. So wurde z. B. eine derselben Savitar, der „Erreger", genannt. Da man sich nun im Kultus mit jeder einzelnen Eigentümlichkeit eines Gottes auch im einzelnen abfinden mußte, den Sonnengott beispielsweise einerseits als Wärme-, andererseits als Lichtspender zu verehren hatte, so rangen sich die einzelnen Attribute von dem Gesamtwesen als solchem los und wurden zu selbständigen Göttern, die in das Gefolge ihres geistigen Vaters traten. Ich kann diesen Vervielfältigungsprozeß immer nur als ein priesterliches Machwerk ansehen; dem Volke als solchem kommt er nicht zu. Als Beispiel für das altnordische Gebiet gebe ich die Namen der Dienerinnen der Frigg: Hlin, Sjöfn, Lofna, Vara, Vör, d. h. Schützerin, Zuneigung, Erlaubnis, Bündnis, Vorsicht. Die Götterfürstin ist also mit einem ihrer würdigen Hofstaat in der beschriebenen Weise umgeben worden. Bisweilen wird ein einzelner Gott in derselben Weise verdreifacht. Wodan bekommt zwei Brüder: Vili und Ve, „Wunsch" und „Wille"; ferner zwei Raben: Hugi und Muni, „Gedanken" und „Erinnerung", die ihm alle Geschehnisse der Welt zuflüstern. Diese Figuren sind skaldische Erdichtungen nach volkstümlicher Vorlage. Der Glaube, daß „Wunsch und Wille" oder „Gedanken und Erinnerung" des Menschen, d. h. sein inneres geistiges Leben, mit einem beflügelten Körper versehen, in die Ferne schweifen und so dem Intellekt die Geschehnisse der Außenwelt übermitteln, steht keineswegs vereinzelt da. Häufig hat man vielmehr die menschlichen Gedanken, die menschliche Seele, als Vogel gedacht, weil man sich unter dieser Voraussetzung am besten die Fähigkeit, Abwesendes und räumlich Ent-

legenes vorzustellen, erklären konnte. Doch erregt in dem oben gegebenen Falle schon die Zweizahl der Vögel Hugi und Muni Bedenken, und noch sonderbarer ist die Namengebung beider, die das begriffliche Element klar hervortreten läßt. Danach könnte man geneigt sein, die ganze Vorstellung für jung und bloß erfunden zu halten. Dem widerspricht aber die häufig hervortretende Anschauung von Wodan als Totengott und seinen Raben als Geleittieren, welche letztere also auch hier, wenngleich nicht in der Zweizahl, hervortreten, weil sie, die zu den Leichen in so nahen Beziehungen stehen, dem greisen Götterkönig als dem Herrscher über Tod und Leben, als dem Gotte des Todes und der Seelen überhaupt, zukommen. Ihr unheimliches Schreien deutet auf ihren unersättlichen Hunger; ihre schwarze Farbe bringt sie zum Reich der Nacht in enge Beziehung; die bekannte Vorliebe für verendete Körper, ihr Aufenthalt an den Stätten der Verwesung, macht sie besonders grauenerregend. Dazu kommt, daß Wodan in nahem Zusammenhange mit seinem eigentlichsten Wesen auch spezieller Gott der Erhängten war und ferner als Walvater auf dem Schlachtfelde waltete. Die am Galgen Hängenden und im Kampfe Gefallenen blieben ehemals unbestattet; Raben bemächtigten sich ihrer, ja das Kreisen der aasgierigen Tiere um den Rabenstein, ihr Krächzen über den Häuptern der Kämpfer, schien zu verkünden, daß der Tod oder der Totengott neue Opfer fordere. Offenbar hat erst jene Zeit, die ganze Ideengruppen auf einzelne, sie repräsentierende Götter übertrug, den alten Sturm- und Totengott attributiv mit einem Tier- und Pflanzenwesen und einem Hofstaat benachbarter Götter ausgestattet. So trat der alte, Unheil bringende Rabe in Wodans Dienst. Als nun in späterer Zeit die Skalden den Gott zum allwissenden Götterherrn und -vater machten, mögen sie seine Gabe, alles zu erkennen, in gewohnter Weise durch Beigabe von Vögeln auszudrücken versucht haben, wie ja auch Gott ein Taubenpaar bekommt, das ihm alle Geheimnisse ins Ohr flüstert.

Von sonstigen abstrakten Figuren nenne ich nur noch eine: Elli, das Alter. Der Sinn des oben S. 26 f. erzählten Mythus, einer offenbar späteren Erfindung, ist klar: selbst die Götter können der Macht der Zeit, dem Alter, nicht widerstehen. Dem scheint nun zwar die Vorstellung zu widersprechen, daß die Himmlischen durch die goldenen Äpfel einer Göttin Idun ewig jung erhalten blieben;

diese goldenen Äpfel aber sind nicht minder als die Göttin, die sie besitzt und deren Name ja auch nichts weiter als „Jugend" bedeutet, eine späte Erdichtung. Man denke an die goldenen Äpfel der Hesperiden. Auch das deutsche Märchen ist mit der gleichen Vorstellung vertraut, die so außerordentlich weit verbreitet ist, daß man ihren Ursprung nicht nachweisen kann. Schon in alter Zeit können nordische Sänger sie vorgefunden und verwertet haben. Soviel ist jedenfalls klar: die echte, alte Sage weiß von keinem Genuß verjüngender Speise; die Götter verfallen dem Lose alles Irdischen, sie *altern*, d. h. sie sind sterblich. Dieser Zug ist mehrfach nachweisbar: *Balder* geht vorzeitig zur Todesgöttin *Hel*; *Idun* desgleichen. Auch *Freyr* wurde begraben, sein Tod drei Jahre lang verheimlicht und die Abgabe an Zins und Menschenopfer ihm während dessen dargebracht. Derartiges ist nur zu verstehen, wenn man einen lebhaften Heroenkult, d. h. den Glauben voraussetzt, daß Götter, in Menschengestalt wiedergeboren, sich auf Erden aufhalten. Diese Meinung verursachte natürlich eine Verehrung des Geburtslandes und der Sterbegegend resp. des Grabhügels eines solchen vermeintlichen Gottes. Gerade das zuletzt angeführte Beispiel ist beweisend: *Könige* leiteten ihren Stammbaum auf Götter zurück, *Könige* betrachteten sich als Kinder und Wiedergeburten von Göttern. So verstehen wir es, wenn von Freyrs Tode dasselbe berichtet wird, was wir von Frothos III. Heimgang hören: auch *sein* Scheiden wurde drei Jahre lang verheimlicht und seine Leiche auf königlichem Wagen durch das Land geführt, wie Freyr von seinem Hügelgrabe aus Umzüge unternehmen soll. Weit entfernt war man davon, den Dahingegangenen um seines Schicksales willen zu bedauern. Der tote Gott *war* gar nicht tot, sondern lebendig und sein Grab ein Quell des Segens für das ganze Land. Die Brücke zwischen Diesseits und Jenseits schien noch nicht abgebrochen und der Geschiedene nicht unwiederbringlich verloren zu sein.

Wie bei allen indogermanischen Völkern so treten auch bei den germanischen Stämmen die weiblichen Gottheiten hinter den männlichen zurück. Die Götter zu verehren, auf ihre Hilfe im Kriege und in der Ratsversammlung durch Zauberhandlungen einzuwirken, lag unseren Vorfahren sehr nahe. Die Frauen waren zu jener Zeit noch nicht ins öffentliche Leben getreten; was der deutsche Mann für sich ersehnte, konnte er von einer Frau oder deren himmlischem

Abbilde nicht zu erlangen hoffen. Unsere Quellen, die sich meist auf die Schilderungen politischer oder historischer Verhältnisse beschränken, erwähnen deshalb häufiger den Gott als die Göttin. Anders der Mythus. Im Lichte der Dichtung verklärt, läßt er die Frau mehr hervortreten. Das eiserne Zeitalter war vorüber oder berührte doch den Sänger nicht. So plauderte er denn, was er über den nordischen Olymp gehört hatte oder vorzugeben wußte. Die Götter leben in ihrer Halle ein luxuriöses Leben. Da darf es an Frauen nicht fehlen. Zunächst hat jeder die Seinige, doch sind Liebesgeschichten der Unsterblichen an der Tagesordnung. Der Mädchenflor, in dessen Glanze sich Wodan spiegelt, weist auf die Kebsweiberwirtschaft der kleinen norwegischen Höfe hin. Die Frauen nehmen an den Gelagen passiven Anteil. Man wußte den Feind zu schädigen, indem man weibliche Anverwandte berückte und wußte sich Frauengunst durch Liebestränke zu gewinnen. Man kannte die Verführungskunst des Schmuckes und Goldes, deren Reizen selbst die Götterkönigin erliegt. — Der Mythus ist von jener mißverstandenen taciteischen Romantik frei, die uns in der deutschen Frau eine Macht göttlicher Prophetie hat verkörpern wollen; ein starkes, erotisches Element ist der alten Sagenwelt nicht abzustreiten, wenngleich sie sich nicht in den Abgrund griechisch-römischer Lüsternheit verliert. Zweifellos trat die deutsche Göttin mehr als die indische und weniger als die griechische hervor. Der Veda hat die indischen Götterfrauen meist willkürlich erfunden, weil jeder Götterfürst nach irdischem Vorbilde eine Lieblingsgemahlin haben mußte. Diese war aber funktionslos. Die griechische Sage erhebt ihre Frauengestalten in den Mittelpunkt vieler ihrer Erdichtungen. Deutschland scheint in der Mitte gestanden zu haben. Germaniens Frauen lebten nicht im Harem, aber sie begnügten sich mit der Häuslichkeit und mit häuslichen Beschäftigungen in der Fremde. Zahlreiche Namen hat die deutsche Sage, der deutsche Aberglaube, überliefert, Namen wie Berchta und andere, die man gern als veränderte Bezeichnungen alter Göttinnen auffassen möchte. Diesen Figuren kommen typisches Äußere und typische Handlungen zu, so daß man, für das alte Deutschland wenigstens, schwerlich eine Trennung und Individualisierung unter ihnen vornehmen können wird. Alle Göttinnen sind mehr oder weniger zu Gespenstern verblaßt; man spricht von Weißen Frauen, Schlüsseljung-

frauen, in ihrem Namen das Äußere ihrer Erscheinungen bezeichnend. Eine solche Ausstattung braucht übrigens durchaus nicht alt zu sein. Der Schlüssel im heutigen Sinne fehlte dem antiken Hause und das weiße, enge Gewand ist dem Gespensterglauben entnommen. Vielmehr weisen Tacitus und römische Bildwerke darauf hin, daß die eine Schulter und Brust der deutschen Frau, also auch der deutschen Göttin, unbedeckt blieben. Die Gesellschaft der Männer wird nicht gescheut, das Haus aber heilig gehalten und bevorzugt. Wo Ehen gestiftet werden können, wo eine Frau in Kindesnöten liegt, wo es gilt, das Neugeborene mit Geschenken überirdischer Art zu begnaden, da ist die deutsche Göttin am Platze. In ihren Händen lag die Magie der Wundheilung und des Liebeszaubers. Vielleicht ist der vielerwähnte taciteische Ausspruch von der Verehrung der deutschen Frau als Inhaberin göttlicher und vorahnender Kräfte auf die Zauberkunde der Germaninnen zu beziehen. Jedenfalls weist der Autor damit auf einen im Hause unserer Urvorfahren üppig wuchernden Aberglauben hin und will die Schätzung der Frau gegenüber der Herabwürdigung, die sie im alten Rom erfahren hat, ins rechte Licht setzen. Von einem originären Frauenkultus im mittelalterlichen Sinne ist in keinem Falle irgendwie die Rede. — Noch eine Tatsache kann den Ausspruch des Römers verständlich machen: bei den großen Stammesopfern der nordgermanischen, wohl der germanischen Stämme überhaupt, waren Frauen beteiligt. Sie schlachteten zur Zeit der Kimbernkriege gefangene Feinde und weissagten aus deren Blut, das sie in einen Opferkessel laufen ließen, während andere Gruppen von Priesterinnen den Eingeweiden der Opfer Prophezeiungen entnahmen. Plutarch berichtet eingehend, die Frauen im Heere des Arioviſt hätten ihre Weissagungen auf Grund der Beobachtung der Strudel und Strömung von Flüssen erteilt. Auch in jenem großen Menschen- und Tieropfer, das in Rußland nach dem Berichte eines arabischen Augenzeugen im 13. Jahrhundert stattfand, fungierte eine weibliche Person hohen Alters als Priesterin. Eine derartige Beteiligung von Frauen an sakralen Veranstaltungen war also dem europäischen Norden nicht fremd. Sie mag, im Verein mit jenen abergläubisch gefürchteten Geschlechtseigentümlichkeiten der Hysterien und Manien, die Scheu vor der Persönlichkeit und Zauberkunst des Weibes lange wach erhalten haben.

IV. Einzelne Götterwesen.

Die älteste Gestalt des germanischen Götterhimmels ist Ziu (=Tyr). Sie wird durch ihren Namen als allen indogermanischen Völkern gemeinsam erwiesen. Der Stamm beider Namensformen führt auf die im Sanskrit als „div" auftretende Verbalwurzel mit der Bedeutung „leuchten" zurück, die sich in „Zeus-pater" und Ju-piter sowie in dem Altindischen Dyaus-pitar wiederfindet. Am besten übersetzt man diese Eigennamen wohl mit: „unser lichter Vater". — Als Vater der Götter dürfte Ziu ursprünglich mit der (fruchtbaren, bebauten, nicht als kosmisches Element vorgestellten) Erde vermählt gewesen sein, wie der ägyptische Himmelsgott und seine Gegenstücke aus der indischen Sage. Durch den ihm entströmenden Regen erzeugt er das vegetabilische und animalische Leben auf der Welt. Aber schon in urgermanischer Zeit trat er stark zurück. Er sank zum Schwertgott herab. Einzelne Spuren zeugen noch von seiner einstmaligen Bedeutung. Auf deutschem Boden war ein Altar errichtet, den friesische Soldaten dem Mars Thincsus, also dem Kampfesgotte, der zugleich Oberherr der Ratsversammlung war, geweiht hatten. Damit kann nur Ziu gemeint gewesen sein. Die heidnischen Sachsen mußten ihm als Saxnot beim Taufgelübde abschwören. Ferner ist Irmin, der mythische Stammvater der Irminonen, die nach Tacitus neben den Ingväonen und Herminonen die drei deutschen Völkergruppen bilden sollten, mit Ziu identisch. Diesem unterstand also eine große, verschiedene germanische Stämme umfassende Kultusgemeinschaft, eine „Amphyktionie", die von der Lebhaftigkeit der ihm ehemals dargebrachten Verehrung zeugt.

Früh wurde er von Wodan verdrängt, der in der Edda Odin heißt. Für Deutschland ist der Glaube an ihn durch viele Autoren von ältester Zeit an bis zum 18. Jahrhundert und darüber hinaus bezeugt. Sein Name erklang noch vor wenigen Generationen aus deutschem Munde, wenn die Schnitter ihm bei der Ernte ein bescheidenes Opfer weihten und zuriefen: „Wode, Wode, hol' deinem Rosse nun Futter. Jetzt Distel und Dorn, zum andern Jahr besseres Korn." — Die äußere Erscheinung des Götterfürsten ist in Deutschland und Island wohl ziemlich die gleiche gewesen. Sein Haupt sehen wir mit breitkrempigem Hute bedeckt; den Körper ver-

hüllt ein Mantel; sein Roß, dessen Name in Deutschland verloren gegangen zu sein scheint, ist von ihm fast unzertrennlich. Bisweilen legt er prächtige kriegerische Rüstung an. Ein mächtiger, grauer Bart und die Verschleierung des fehlenden Auges durch den Schlapphut vervollständigen das Furchterregende seines Wesens. Häufig wird das Attribut seines Alters betont, denn Alter bedeutet Wissen und Wissen Macht.[1]) Zu seinen unschätzbaren Kleinodien rechnet das nordische Altertum den Speer Gungnir, der, wie Donars Hammer, stets in des Gottes Hand zurückkehrt, desgleichen den Goldring Draupnir, von dem jede neunte Nacht acht Ringe herabträufeln. Wenn der Gott in dem kriegerischen Hofstaat des nordischen Pantheons erscheint, so trägt er meist seine Rüstung. Natürlich legt er sie, wenn er auf Liebesabenteuer ausgeht, ab. — Der Merseburger Zauberspruch (s. S. 15) läßt ihn einmal in Begleitung anderer Götter durch den Wald reiten; eins der Pferde zieht sich eine Beinverletzung zu. Da bespricht Wodan das kranke Glied. Die kurze Einleitung des Zauberspruches ist sehr bezeichnend: die Szenerie des Waldes, die gemeinschaftliche Wanderung der Götter, ihre, vielleicht kriegerische, Fortbewegung auf Rossen, der Sturz des einen der Tiere, etwa über eine Wurzel des Urwaldbodens, und Wodans hilfsbereite Zauberkunde. Der höchste Germanengott war ein wandernder Zauberpriester, also Priestergott. Als solcher ist er auch Herr des Runenzaubers. Fand er doch selbst die Runen, die ihm Gedeihen in Wort und Werk verliehen, in heißem Ringen an dem Baume, auf dem er hing. Seither spielte die Runenkunde eine überaus große Rolle. Man verwandte sie, indem man unter Rezitation eines Spruches ein Zauberzeichen etwa in einen Stab, einen Zweig, grub, zu den verschiedensten Zwecken, zur Erlangung günstigen Fahrwindes, Gewinnung von Sieg, Liebe, Schädigung des Gegners durch Erregung von Wut, Wollust, Wahnsinn u. a. m. — Neben dem Runenzauber stand der bloße Zauberspruch. Die älteste, bereits urgermanische Form der Poesie war das Lied, d. h. das Zauberlied, der älteste Gott der vorbildliche Dichter und Sprecher des Zauberspruchs. In dem bei

1) Ich nehme hier die Ausführungen R. M. Meyers (S. 231) auf. Firdôsî sagt im Anfang seines Königsbuchs: „Mächtig wird, wer Wissen gewinnt." Dieser Ideengang liegt dem priesterlichen Geheimwissen des gesamten Altertums zugrunde.

Krankheiten oder zur Abwehr drohenden Unheils gesungenen Bannsprüche sehen wir die ältesten Zeugen germanischer Geisteskultur. Heimlich erdichtet, wurde das Zauberwort heimlich fortgepflanzt. Seine Kunde schien in der Schlacht, in Seegefahr dem Manne, in Kindesnöten und anderer Bedrängnis dem Weibe zu nützen. Die Skalden haben ein förmliches Lehrprogramm des Runenzaubers hinterlassen. Es ist klar, daß zur Bewältigung des anschwellenden Reichtums an Worten und Handlungen, die der Zauberkunde entsprangen, alsbald eigene Vertreter notwendig wurden. Wodans Figur, wie die deutsche Sage sie überliefert hat, ist die des wohlerfahrenen, zauberkundigen Wanderers. Zum Göttervater hat ihn erst eine spätere Zeit, die ihre Himmlischen genealogisch zu verbinden das Bedürfnis fühlte, gemacht. Weise im modernen Sinne, allwissend und pantheistisch das vielseitig benannte Universum darstellend, kennt ihn erst das christlich beeinflußte Skaldentum. Zu seinen Charakterzügen gehören Verschmitztheit und Verstellungskunst, ferner eine eigentümliche Vorliebe für Frauen, und zwar auch spröde Frauen, bei denen der Liebe Lohn zuzeiten der ist, daß sie ihn mit fürchterlichen Ohrfeigen abspeisen. Wodans Wanderungen gaben Gelegenheit, an zahllosen Stellen der Erde die Spuren seiner Persönlichkeit und Wirksamkeit zu vermuten. Fürsten rühmten sich, von dem verliebten Gotte abzustammen; Gegenden, durch seinen Speer oder das Scharren seines Rosses geheiligte Quellen empfangen zu haben. Seine ältesten tierischen Attribute sind zwei Wölfe und das erwähnte Pferd, später das beste aller Rosse genannt und mit der Gabe ausgestattet, sturmwindähnlich den Reiter zu entführen. Die Wölfe und die schon erwähnten Raben stellen den Gott als Todesdämon dar, denn Wolf und Hund sind die ältesten Leichenbestatter gewesen. Ihre Vorliebe für das Aas weihte sie den Unterweltsgöttern und der Verachtung der Lebendigen. Ehe man dem Tode oder seinem Reiche menschliche Form gab, sah man in dem gierigen Wolfe, dem witternden Hunde seinen Vertreter. Erst später, als Wodan in den Führer der Wilden Jagd verwandelt wurde und als Kriegsherr die eigenen Scharen lenkte, wurden ihm die Tiere unterstellt, die bei Jagd und Krieg sich einzustellen pflegten. Als unmittelbare Sendboten des Todes kennt diese Leichenschänder tausendfach der als uralt sich erweisende Aberglaube sämtlicher indoeuropäischen Völker. Bei den Dichtern der Edda ist die

ursprüngliche Funktion von Rabe und Wolf verloren gegangen; sie scheinen dort fast zu dekorativem Beiwerk herabgesunken zu sein. Besser kennt sie unsere Sage, wenn sie die Raben um den Totenberg, z. B. den Kyffhäuser, herumfliegen läßt. Die Leichenschänder wittern das darin befindliche Aas. Wodan bedurfte als Wanderer seiner Hunde, wie fahrende Leute stets durch Hunde beschützt waren. Noch die späte Volkssage weiß von Frau Goden (= Wodan) zu berichten, deren Schlitten von Hunden oder Wölfen gezogen wird. Gute Pflege der Tiere belohnt sie. Man bringt ihnen deshalb Opfer dar. Ihre spätere mythologische Bedeutung liegt in der Verknüpfung ihres Herrn mit dem Totenreich, zu dessen unumschränkter Regentschaft Wodan niemals völlig gelangt ist, da er ja selbst nicht als eigentlich unsterblich gilt. Seine Waffen als Jagd- und Kriegsgott trägt er zugleich als Krankheits- und Todesdämon, weil man den Tod meist auf Verletzungen durch unsichtbare Geschosse zurückführte. Der Hilfe Wodans rühmten sich viele; er tötet in der Schlacht, hilft seinen Lieblingen und zerbricht den Speer des Gegners. Seine Kampfesmittel wechseln mit den Fortschritten der menschlichen Bewaffnung. In der ältesten Zeit trägt er den Speer, später den Bogen, der auch in Indien zu den jüngeren Angriffsmitteln zählt; junge Stellvertreter Wodans schießen mit Büchsen. Eine weitere Waffe ist das Netz oder der Strick, der Lasso, ein altes Jägergerät, das bekanntlich auch im Kriege Verwendung fand. Wodan wirft diese Instrumente auf den Todgeweihten herab und führt ihn durch sie hinweg. Erst das späte Sängertum konnte den Gott als obersten Kriegsherrn zum Richter über Leben und Tod des einzelnen machen. So bekommt er allmählich zugleich den Rang des Götterkönigs und des Totengotts. Mancher in den ungeheuren deutschen Wäldern für immer verschwundene Wanderer mochte als von Wodan entrückt gegolten haben. „Zu Odin reisen" heißt so viel wie „sterben". Der römische Merkur wurde mit dem deutschen Wodan gleichgesetzt, weil beide die Seelen der Menschen in die Unterwelt geleiten sollten, vor allem aber, weil beide als Wanderer gedacht wurden, ja als Herrn der Kaufleute galten. Der Kaufmann des Altertums war Wanderer. Auch der naheliegende psychologische Zug der Verschlagenheit und Verstellungs-, ja Überlistungskunst ist beiden Gottheiten eigentümlich. Doch ist die Analogie nicht ganz zutreffend: die germanische Unterwelt, die Hel, blieb neben dem

Reiche Wodans, der Walstatt, d. h.: Totenhalle, bestehen. Nur denjenigen Gläubigen, die auf des Gottes Schutz persönlich hoffen durften, öffnete sich Wodans Reich. Die vielleicht ganz außerordentlich große Bedeutung des Wodankultes liegt also darin, daß der Gott seinem Verehrer eine individuelle Jenseitshoffnung gewährte, die dadurch zum Ausdruck kam, daß die mit dem Speer Verletzten dem Wodan geweiht galten. Er selbst hängt, vom Speer getroffen, an dem Opferbaum.[1]) Mit den Worten: „Ich weihe dich dem Wodan", wurde der speerdurchbohrte Krieger dem Gotte zugesandt. Dieser, der Kampfesgott, wurde erst im Kriege mächtig. Das Opfer vor, während und nach der Schlacht galt ihm. In seinem Namen werden vom Priester die Strafen über Feiglinge und Verräter verhängt. Er eröffnete den Kampf, indem er den Speer schleuderte; er entschied ihn. In den Lüften flatterten alsdann seine aasgierigen Raben; im Winde, der ihn trug, bargen sich die Heere der Seelen Verstorbener, walteten die Disen, Nornen, Walküren, liefen seine Wölfe und Hunde. Hier wurde der von ihm gelehrte Zauber ausgeübt. In seiner Götterburg fanden seine Verehrer nach ruhmreichem Tode Aufnahme. Der Kriegsgott wurde zum Träger der Staatsidee, die in unruhigen und großen Zeiten ja stets weitaus lebhafter ist als in friedlichen Geschichtsperioden. Gerade dann, wenn Kämpfe, Hungersnot oder Seuchen die Stämme heimsuchten, wandten diese sich an den obersten Gott, gerade dann wurden die Opfer vollzogen, die der Staatsidee den lebhaftesten Ausdruck gaben: die Menschenopfer, die abermals ihm galten, wie er sie in der Urzeit erfunden hatte. Ihm gehört die Ernte des Jahres, ihm die Schiffahrt. Er wird zum speziellen Gotte der Priester, wozu er seines geheimnisvollen Wesens wegen ja von jeher Anlage hatte. Deshalb ist er der Herr des Runenzaubers, der Heilkunde, Prophetie und der magischen Künste der Verwand-

1) Diesem Zuge wohnt in mancher Hinsicht ein ungewöhnliches kulturgeschichtliches Interesse inne. Das wichtigste Opfer des brahmanischen Indiens war das Pferdeopfer. Bei diesem wurde das Tier zunächst erdrosselt, dann mit Dolchen durchbohrt. Es scheint so, als ob die überall vorfindbare Scheu vor Blutvergießen bei dieser Gelegenheit zum ersten Male vor dem Anrecht der Gottheit auf das Blut des Tieres, zum mindesten auf seine blutige Tötung, zurückgewichen sei. — Die Analogie ist vollständig, denn das Menschenopfer gilt im indischen Ritual als Teil des Roßopfers.

lungen. Ursprünglich mag man Sorge getragen haben, seinen Namen zu nennen, wie die Hebräer Jehovas Namen auszusprechen sich scheuten. In dem Namen liegt eine wunderbare Macht. Durch Nennung des richtigen Namens kann man jeden Zauber wirksam machen, Geister beschwören und bannen. Allmählich zerlegte aber die priesterliche Spekulation die Funktionen ihrer Gottheiten in viele Elemente und begabte deren jede mit einem Namen, um so nach Wunsch auf die Gottheit einwirken zu können, die dadurch natürlich ihren Machtbereich erweiterte. In Indien bekam Viṣṇu 1000 Namen, die uns in versifizierten Traktaten aufgezählt werden. Odin begnügte sich mit 200 derselben, die sein machtvolles Wesen umfassen sollten. Ihn monotheistisch im Sinne der christlichen Religion und Ethik auszugestalten fühlte das alte Heidentum kein Bedürfnis. Sein wohlbekanntes Sündenregister war ziemlich voll. Es schadete ihm ebensowenig in den Augen seiner Verehrer wie das Indra's, den die indischen Götter seiner vielen Schandtaten wegen aus ihrer Gemeinschaft vorübergehend ausschlossen und der dennoch jahrtausendelang der Liebling unzähliger Menschen blieb.

Dem späteren Götterkönig ist ein Naturelement vor allen untertan, als dessen Vertreter er vielfach aufgefaßt wird — der Sturm. Die Vorstellung von der Wilden Jagd wurde in der späteren Zeit mit der von dem Heereszuge Wodans verschmolzen. So trat der Gott an die Spitze jener Dämonen, die in den Winterstürmen, namentlich um die Zeit der Zwölften, furchterregend aber auch segenbringend durch das Land brausen. — Allmählich knüpften sich die Beziehungen zwischen dem Götterkönig und der Sturmesmacht enger. Man meinte, wahrscheinlich seit urältester Zeit, daß des Menschen Seele aus dem Winde komme und wieder in den Wind eingehe, weil ja Leben, Odem, Wind benachbarte Dinge sind. Deshalb sagt man, daß bei der Geburt eines Menschen und namentlich auch beim Tode Gehängter Sturm entstehe. So gehen denn die Seelen in Windform in Wodans Reich. Ihm sind die am Galgen Gestorbenen geweiht. Er selbst bringt das höchste Opfer dar, indem er sich an dem windigen Baume neun Nächte lang aufhängt. Als Luftreiter erscheint er noch am Ende des 12. Jahrhunderts. Erst die Zeit der willkürlichen Mythenbildung hat ihn mit einer Genealogie ausgestattet. Sie macht den riesischen Börr, Buris Sohn, zu seinem Vater, Bestla zur Mutter, Vili und Ve zu Brüdern,

Frigg zur Hauptgemahlin, Jörd zur Tochter, von der er in der Blutschande den Balder zum Sohne bekommt. — Wie er der spezielle Freund der Musik und Lieblingsgott der Skalden ist, so tritt er in der alten Poesie mit allen seinen Eigentümlichkeiten lebhaft hervor. Keinem germanischen Gotte kann man eine so treffliche entwickelte Eigenart nachrühmen als dem alten Göttervater.

Ihm zunächst steht an Ansehen und Bedeutung Donar. Das für die heidnischen Sachsen bestimmte Taufgelöbnis nennt ihn als Thuner an erster Stelle neben Wodan. Die Existenz dieser beiden Götter ist also auch für die südgermanischen Gegenden beglaubigt. Donars machtvolles Äußere wird bei den Sängern der Vorzeit vielfach geschildert. In riesischer Größe steht er vor uns da. Die Füße ruhen auf dem leichten Wagen, den zwei Ziegenböcke mit Sturmeseile dahinziehen; mit den in der linken Hand gehaltenen Zügeln regiert er das Gespann; in der Rechten hält er seine herrliche, vielbesungene Waffe, den Steinhammer, der stets sein Ziel erreicht und stets wieder in des Gottes Hand zurückkehrt. Merkwürdig ist dessen Form: der Griff ist zu kurz. (Der indische Donnergott Indra ist nicht anders ausgerüstet als Donar.) Sein Gesicht ziert ein riesiger, roter Bart; die furchtbaren Augen leuchten so hell, daß ein Riese bei ihrem Anblick erschrocken zurückweicht. Um die Hüfte ist ein Kraftgürtel geschlungen, die Hand bedeckt ein eiserner Schuh. So erscheint er vor uns — das Urbild eines deutschen Kriegsmanns. Wie Wodan und Indra ist er ein Freund des Wanderns, und, wie die indische Gottheit, bisweilen dem Spiele und Trunke ergeben. Von seinem echt soldatischen Hunger und Durst haben wir schon gesprochen. Das Würfelspiel, dem sich gerade die Edlen unseres Volkes hingaben, ist ein urdeutsches Laster, dessen die alten Germanen vielleicht mit Bezug darauf, daß ihr göttliches Oberhaupt es nicht besser getrieben hätte, sich nicht schämten. — Donar wird oft tätig und rücksichtslos zugreifend geschildert. Der Kampfeslist zeigt er sich nicht abgeneigt, doch ist sein meist freies, redliches Wesen dem deutschen Nationalcharakter weit mehr gemäß als das Wodans. In vielen Zügen zeigt sich Donars echte Volkstümlichkeit. Gern kehrt er bei Reichen ein und macht bei ihnen üppige Hochzeiten mit. Die spätere Zeit hat ihn fast ebenso vielseitig in monotheistischer Richtung entwickelt als Wodan. Der älteste Kern seines Wesens aber zeigt sich offenbar in der

attributiven Beigabe und Verwendung seines Steinhammers. Schon das Material, aus dem dieser gefertigt, und die Form, die er besitzt, weisen auf uralte Zeit und Waffenkunst zurück. Dazu kommt der alte Aberglaube, daß prähistorische Steinbeile, die man in der Erde findet, Donnerkeile, daß sie also durch den Donner auf und in die Erde geschleudert seien — eine Meinung, die uns lehrt, daß man im Hammer Donars einen ähnlichen, Donner erzeugenden Stein zu sehen glaubte. Zweifellos ist es, daß man in dem riesischen Gotte einen Gewitterdämon mit flammenden Augen und feurigem Barte, feuererzeugender Keule und feurigem Wagen zu erkennen hat. Die Figur eines solchen Lichtwesens, wie es gegen die Trolle, die feindlichen Nachtunholde, die Zwerge kämpft, steht vor der Phantasie mit seltener Ausgeprägtheit da. Der mythische Kampf des blitzbegabten Himmelsgottes und Lichtbringers gegen die Mächte der Nacht klingt als Sage aus fernster Urzeit zu uns herüber. Tausendfach rühmt der Veda den Sieg Indra's über den gestaltungslosen, nächtlichen Vrtra; das gleiche Motiv ist der Aveſta-Tradition geläufig und klingt in zahlreichen mythischen Ansätzen des heutigen Armeniens nach. Der Schmied, der den Dämon in Fesseln schlägt, begleitet den deutschen Gott auf seinem Zuge, und zaubermächtige Schmiede treten in weitverbreiteten Sagen des indogermanischen Asiens auf. Ja, in Armenien wie in Deutschland schlagen noch heute die späten Nachkommen jener Zauberkünstler um die Zeit des wechselnden Lichtes dreimal mit dem Hammer auf den Amboß, um die Ketten des Nachtungeheuers zu stärken. Der Wechselkampf von Nacht und Licht gehört zu den ältesten religiösen Ideen der indogermanischen Völker. Die Feuer, die man um die Sonnenwenden anzündete, sollten der Tätigkeit des Lichtgottes zur Hilfe kommen. Durch Feuer glaubte man Krankheiten zu vertreiben, wenn man bei ihrer Entflammung das alte, rituelle Verfahren des Reibens zweier Hölzer gegeneinander bewahrte. Geschah es aber, daß man bei eintretenden Sonnenfinsternissen mit Pauken und Kesseln einen ungeheuren Lärm erhob und gegen die Sonne schoß, so war es unseren Vorfahren heiliger Ernst mit ihrem Streben, sich der Geister der Finsternis zu erwehren, die jetzt zu siegen schienen. Wie der Mensch auf den lebenspendenden Tag angewiesen ist, während die Nacht ihn Tausenden von Fährlichkeiten aussetzt, so verehrte man die lichtstrahlenden Gestirne, den die Finsternis

bewältigenden Blitz, so schied man auch auf Erden das ganze Reich der Körperwelt in Licht und Dunkel. Das Schwarze gehörte den Unholden zu, die Farbe des Feuers war dem Donar zu eigen. Unter den Tieren ist der lichtrote Fuchs, unter den Gewächsen die mit roten Früchten behangene Ebereesche dem Donnergotte geweiht. Der Kampf zwischen Nacht und Licht zerreißt die ganze mythische und wirkliche Welt in zwei gewaltige Parteien. Noch heute verlautet von einem Nachklange von ihm. Wenn nämlich die Fischer der Kurischen Nehrung von dem Teufel als einem Feinde des Donners reden und meinen, daß der Böse oder daß gewisse Zwerge sich unter die Kleider von Frauen verkriechen, um nicht vom Blitz erschlagen zu werden, so sehen wir, daß die beiden feindlichen Urmächte noch immer nicht miteinander Frieden geschlossen haben. Eine ganze Reihe von Gebräuchen, die der Freude über das kämpfende oder siegende Licht Ausdruck geben, sind uns aus fernster Urzeit erhalten worden.

Der Hammer, den wir bisher nur als Kampfeszeichen fanden, gewinnt allmählich gleich dem Stabe und dem Schwerte eine Bedeutung als Rechtssymbol. Sobald man ihn als spezielle Waffe Donars ansah, wurde dadurch der Machtbereich des Gottes vielseitig erweitert, denn alles, was mit dem Hammer berührt wurde, trat dadurch unter dessen Schutz. So war mithin Gelegenheit geboten, den Donnerer monotheistisch auszugestalten und ihn in dieser Hinsicht dem Wodan anzuähneln. Sicherlich gab es Gegenden, die diesen, und solche, die jenen Götterfürsten bevorzugten. Das Bedürfnis, individuelle Götter zu haben, zeigt sich bei Donar ganz ausgeprägt. Von einem rohen Einzelkult ist eben zur späteren Zeit des Germanentums nicht mehr die Rede. So wird denn Donar gleich Wodan allmählich bei allen Nöten zu Lande und Wasser angerufen: er sendet Träume und heilt Krankheiten, verleiht günstigen Fahrwind und weilt, Segen oder Unheil stiftend, unter den Menschen. Als Herr des Hammers ist er höchster Schützer des Rechtes und sämtlicher Rechtsakte. Er erscheint deshalb schon bei der Geburt Bevorzugter, und mancher Edle trug seinen Namen; er stiftet und schützt die Ehe und wehrt Verunehrung von Toten und deren Urnen. Allen öffentlichen Versammlungen und Gerichtsakten steht er vor. Als kriegerischer Gott leiht er namentlich im Kampfe Hilfe. Auch diesen Zug hat er mit Wodan

gemein, der Zwietracht stiftet und den verderbenbringenden Spieß über die Feinde wirft. — Der Zug von Donars Leutseligkeit tritt mächtig hervor. Wenn wir den Götterkönig vorzugsweise als Priester ansahen, so ist Donar mehr König vom alten Schlage. Mit ungeheuerer Kraft und furchtbaren Waffen, doch auch kostbarem Schmucke versehen, auf dem Kriegswagen daherfahrend, verschmäht er den Umgang mit seinen Untertanen nicht. Gutmütig und hilfsbereit, ist er doch auch zum Jähzorn geneigt und in diesem fürchterlich. Krieg und Abenteuer sind seine Sache. Der Männerrat und das Gericht werden von ihm geleitet, ein Amt, das dem Fürsten zukommt. — Die spezielle Verehrung eines Priester- und eines Fürstengottes ist eine auch bei anderen Völkern zu beobachtende Tatsache. Sie beweist das Alter und die Sonderstellung beider Stände. Das ungeheure Alter der Donarvorstellung wird nicht nur durch die fast völlige, kaum auf einen bloß zufälligen Parallelismus zurückführbare Analogie zu Indra[1]), sondern auch dadurch erwiesen, daß man ihm erst in ganz später Zeit eine mythische Verwandtschaft andichtete, die aus reinen Allegorien besteht.

Die alten Götter sind geschwunden, aber sie haben sich ein bleibendes Denkmal nicht nur in den vielen Eigennamen von Personen und Gegenden, die nach ihnen benannt sind, sondern namentlich in der Bezeichnung von Wochentagen mit ihrem Namen gesetzt. Die unschätzbare Wichtigkeit dieser Namen liegt darin, daß sie der germanischen Mythologie einen festen Stützpunkt geben und zugleich die tiefe Durchdringung des altdeutschen Lebens mit religiösem Gehalt beweisen. Denn wie weit mußte ein Volk vorgeschritten sein, das sein ganzes Tageswerk mit allen seinen Schicksalen den Göttern unterstellte, vor deren Macht und Größe es sich beugte! In Worten wie Dienstag, doch auch in wednesday, dem englischen Ausdrucke für Mittwoch, ferner Donnerstag und Freitag besitzen wir die festesten Anhaltspunkte für das Vorhandensein und die Wertschätzung der alten Gottheiten im germanischen Süden, zugleich das kostbarste Mittel, die römischen und deutschen Götter miteinander gleichzustellen. Das Wort Dienstag führt auf den Namen

1) Die Analogie zu dem Pūṣan des Veda ist aufs entschiedenste abzuweisen. Daß er mit Vorliebe Mus ißt, bleibt ein Priesterwitz. Mus bekamen auch viele andere indische Gottheiten als Nahrung; er verzehrt sie als Sonnengott, ohne Zähne zu brauchen, durch bloße Austrocknung.

des Tiw (Ziu, Tyr) zurück, der als Mars Thincsus dem Thing, der Ratsversammlung, vorsaß, und dadurch in genauer Analogie zu Wodan eine (bald verloren gegangene) Bedeutung für das soziale Leben, namentlich aber für die zur Kriegszeit gefaßten Entschlüsse, zu gewinnen begann. Der ihm geweihte Tag mag, vielleicht im Gegensatz zu dem Freitag, der einer huldreichen Göttin zugehörte, zum Beginne von kriegerischen Unternehmungen benutzt worden sein. Wir wissen z. B., daß König Heinrich IV. alle seine Kämpfe am Dienstage begann. Der Name Donars hat sich im Donnerstage erhalten, dem heiligsten Tage der germanischen Woche, dem hauptsächlichsten Opfertage, dessen glückbringende Vorbedeutung noch dem heutigen Volksglauben geläufig ist, denn dieser Tag ist der zur Abschließung von Ehen bevorzugte. Überhaupt sollen Handlungen gelingen, die drei Donnerstage hintereinander vorgenommen werden. Dieser Tag und alles was zu ihm gehörte, was man an ihm verrichtete, ja selbst das an ihm geborene Kind standen unter des Gottes Schutz. — Der Mittwoch hat seinen farblosen Namen erst später bekommen. Seit dem vierten oder fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung wurde der dies Mercurii, der Merkurstag, durch niederdeutsch Wodanesdag, agf. Vôdnesdäg, übersetzt, woraus das wednesday d. h. Mittwoch des heutigen Englisch geworden ist.

Wir erwähnten bereits den Namen des Freyr. Das Wort heißt so viel wie „Herr". Er ist mit Ing, dem Schutzpatron der Ingväonen, identisch. Des Gottes Schwester ist Freyja; beide sind ihrem Namen und ihren Funktionen nach aufs engste miteinander verbunden. — Von Mythen, die sich um Freyrs Persönlichkeit gruppiert hätten, ist wenig bekannt. Er ist ein milder und gütiger Gott mit erotischem Charakter gewesen. Ursprünglich war er wohl ein Fruchtbarkeitsdämon und deshalb auch bildlich als Zeugungsgottheit dargestellt. Von seiner Statue sollte befruchtende Kraft ausgehen. Auf diese deutet auch der Eber, den er reitet, denn das Schwein wird im germanischen Mythus häufig und bis in die späteste Zeit in diesem Sinne verwandt. Es kommt ihm besser zu, als das ihm beigegebene herrliche, von selbst fechtende und in des Gottes Hand zurückkehrende Schwert, das er bei einer Brautwerbung weggibt — ein weichlicher und später Zug; der besorgte Bearbeiter bemerkt, daß die unvergleichliche Waffe dem Gotte in der letzten Stunde fehlen werde. Weithin erkenntlich ist Freyr an

seinem prächtigen Rosse und dem Goldschmucke seines Ebers. Roß und Eber sind auch Tiere, die ihm dargebracht oder geweiht werden. Bei diesem und allen folgenden Göttern und Göttinnen ist es unklar, ob sie auch bei den südgermanischen Stämmen verehrt wurden. Dagegen hat die nordische Erfindung — vielleicht der nordische Mythus — mehrere, uns Südgermanen gänzlich unbekannte Gottheiten mit wunderbaren Attributen ausgestattet, die deshalb ein gewisses Interesse haben, weil sie die Lebhaftigkeit der Phantasie dieser religiösen Poeten zeigen. So kommt dem Freyr noch das Schiff Skidbladnir zu, das alle Götter faßt, stets guten Wind hat und nach dem Gebrauche wieder zusammengelegt werden kann. Das erwähnte Roß, Blodughofi, Bluthuf, nimmt die Gestalt von Freyrs Diener Skirnir an, sprengt durch die Waberlohe und befreit des Gottes Geliebte Gerdr. Die Sage ist ein Vorbild für das Brunhildenmotiv; auch das Dornröschenmotiv ist damit in Zusammenhang gebracht worden.

Als letzten der männlichen Götter wollen wir Balder nennen. Da er im Merseburger Segen wiederkehrt, muß er auch in Deutschland als zauberkundige, dem Wodan zur Seite gestellte Gottheit verehrt worden sein. Im Norden gibt es Eigennamen von Orten, die des Gottes Namen wiederholen, so z. B. Baldersbrönd (Baldersbrunnen). Im übrigen wissen wir von dem Wesen Balders überaus wenig. Keine Gestalt des nordischen Mythus ist so farblos wie die seinige. Des Gottes glänzendes Äußere wird gepriesen; er ist weiß von Antlitz und leuchtend, seine Wohnung rein und frei von aller Lüge. Solche Züge sind verdächtig, christliche Zusätze zu sein. Man hat deshalb Balder geradezu mit Christus gleichgestellt — ob mit Recht, wird sich niemals mit Sicherheit entscheiden lassen. Ganz eigentümlich ist es, daß man dem Gotte besonders schöne Füße nachrühmt. Die Sage von Balders Tode ist zum bekanntesten altnordischen Mythus geworden. — Die Erzählung ist plump und offenbar spät. Ein blindes Wesen empfindet — darin stimmen moderne und antike Beobachtungen überein — am Kampfe keine Freude und bedient sich keiner Geschosse. Wie hätte den des Augenlichts Beraubten das kriegerische Spiel ergötzen können, dessen Reiz doch in diesem Falle eben darin bestand, daß die Himmlischen ihre mächtigen Waffen an dem unverwundbaren Leibe abprallen sahen? Wie wäre es denkbar gewesen,

daß ein erblindeter deutscher Krieger durch zielloses Werfen des dereinst in seiner Hand so sicher treffenden Speeres den Spott seiner Umgebung herausgefordert hätte? — Der blinde Gott tritt außerhalb des Mythus ganz zurück. Das gleiche gilt von Balder, der weder Attribute noch Funktionen hat. Die Blindheit Hödurs dürfte zu der Helle Baldurs in gewolltem Gegensatze stehen. Blind ist die Nacht, hell der Tag, der Sommer gegenüber dem dunkeln Winter. — Die Baldersage trägt einen finstern Charakter: die ganze Kreatur soll über Balders Tod weinen, dann kann er wieder aus der Unterwelt frei kommen. Alle Wesen schwören, den Gott nicht zu verletzen, — eine späte, tendenziöse Idee; denn daß man wirklich alle Steine und Pflanzen belebt und mit gleicher Empfindung beseelt sich vorgestellt haben sollte, ist ganz undenkbar. Balder geht darauf zur Hel. Schön und rührend, zugleich kulturgeschichtlich im höchsten Grade interessant, ist jener sich um Balders Begräbnis schlingende Sagenzug: seine Gemahlin Nanna stürzt sich auf das Totenschiff und verbrennt zugleich mit ihrem Gatten. Man hat diesen Mythus als einen Beweis dafür angesehen, daß auch im Norden die Witwenverbrennung bekannt war. Die Motive der überaus viel besprochenen und beschriebenen Sage — der Tod eines götterhaften Jünglings durch die Waffen eines nächtlichen Dämons, die allgemeine Leichenklage um ihn, sein Gang in die Unterwelt und der Versuch seiner Befreiung aus dieser — zeigen sowohl im Hinblick auf den Inhalt als auch besonders auf die hier überaus charakteristische, die dem Mythus beigemessene Wichtigkeit allein erklärende Stimmungsfarbe, eine weitgehende Analogie zu dem Osiris- und Adonis-Mythus. Auch erinnere ich an die Klage um Ali, den Haupthelden der Schiiten. Ich nehme deshalb entweder spontane Entstehung und Geheimkult innerhalb einer nordgermanischen Religionsgemeinschaft an, die ihrerseits noch davon überzeugt sein konnte, daß der Tod Baldurs „das größte Unglück war, das Götter und Menschen jemals betroffen" und die deshalb des Gottes Ende rituell beklagte, oder ich verweise auf den Orient, der auch hier als die Wiege aller Religionen sich kundtun würde. Die dritte, mir wahrscheinlichste Möglichkeit ist die Kombination beider Hypothesen: Entlehnung aus dem Orient in Form einer mythisch begründeten, jährlich wiederkehrenden Leichenklage und Ausgestaltung durch eine nordgermanische Sekte. Da-

zu paßt die Fremdheit der Gestalten der beiden göttlichen Brüder, die sonst einzigartige Belehnung Balders mit einem ethischen Attribut, die Selbstverbrennung Nannas. Der eigentliche Inhalt und die kulturgeschichtliche Unterlage des Mythus sind größtenteils jung oder entlehnt.

Mit der Aufzählung dieser Götter ist die Reihe der in der Edda genannten Himmlischen nicht im entferntesten erschöpft. Doch haben die anderen ein weniger individuelles Gepräge. Ein gewisses Interesse hat noch Gott Bragi, die nackte Verkörperung der heiligen Poesie, vielleicht nur aus dem Wesen Wodans gewonnen, der ja später zum Gott der religiösen Hymnendichtung wird. Ihm entspricht auf das genaueste die indische Personifikation der heiligen Opferrede durch die Vāc, die Göttin des „Wortes" d. h. des göttlichen Wortes. Auch sie gilt als Tochter verschiedener Götter oder mythischer Weiser.

V. Gruppengottheiten.

Die weiblichen Gottheiten treten gegen die männlichen zurück. Zwar kann man beweisen, daß einige von ihnen verehrt wurden, eine scharfe Charakterisierung der einzelnen Göttinnen ist aber nicht möglich. Nur wenige heben sich ab, selbst wenn wir die Phantasiegebilde der nordischen Dichter für eigentliches religiöses Volksgut halten wollen. Immerhin ist es nicht zu übersehen, daß offenbar kein germanisches Volk der weiblichen Gottheiten ganz entraten konnte. Die ältesten Götterstammbäume gehen naturgemäß auf ein weibliches Wesen als die Urmutter des gesamten Geschlechts der Himmlischen zurück. Die kleinen Opfer und die Mehrzahl der eigentlichen profanen Arbeiten standen unter dem Schutz von weiblichen Gottheiten. Solche hehren Frauenwesen schützten die werdende Mutter, begabten das Neugeborene, weissagten und wurden deshalb zu Lenkerinnen des Schicksals, wie die Nornen, die Schicksalsfrauen, die den Parzen entsprechen und in ihrer Dreiteilung und Sonderstellung nicht volkstümlich gewesen zu sein brauchen. Alle jene wichtigen Ereignisse und Wendepunkte des menschlichen Lebens, die ein niedrigstehendes Volk mit rohem Aberglauben zu umgeben pflegt, standen unter der Obhut von Göttinnen, deren Gestalten für uns leider zusammenfließen. Die Edda

hebt zwei von ihnen hervor: Frigg und Freyja, beide für uns nicht mehr voneinander trennbar. Unschätzbar sind ihre Namen. Frigg, die einzige, vielleicht als gemeingermanisch anzusprechende Göttin, ist die Fria des Merseburger Segens; ihr Name hat sich in der Bezeichnung von einzelnen Spukgeistern des Volksglaubens und in Personennamen, z. B. in der Harzer Gegend erhalten. Sie gilt als Fjörgyns Tochter und als Gattin Wodans, also als Götterkönigin. Balder ist ihr glänzender Sohn. Ihrem Namen nach heißt sie etwa „die Liebliche", denn das Wort ist mit dem sanskr. priya, „gütig", „lieb", verwandt. Sie ist eine Göttin der Liebe und Ehe, verleiht Kindersegen und übt Zauberkunde aus. Dem Frei-tage hat sie den Namen gegeben, der Frîatag hieß und aus dies Veneris (Tag der Venus) übersetzt wurde. Namen und Funktionen als Schützerin des häuslichen Herdes hat sie an die jüngere heilige Maria abtreten müssen, unter deren spezieller Obhut auch Pflanzen standen, die, wie etwa das „Frauenhaar", an den menschlichen Körper gemahnten oder Heilzwecken gedient zu haben scheinen. Ein einziges, der Göttin zukommendes Attribut spielt im eddischen Mythus eine Rolle: das Falkengewand, das sie nach Belieben an- und ablegen, ja verleihen kann und das ihr die Gabe des Vogelflugs zuerteilt. Ein ablegbares Federkleid ist ja nach urältester Sage allen Wassernymphen eigen. — Wie alle germanischen Göttinnen und die heilige Maria des Volksglaubens ist Frigg am Spinnrocken tätig. Von der üppigen Phantasie der Sänger wird sie auch in glänzende Säle versetzt und mit weiblichem Gefolge und reichem Schmucke, der von einer Vertrauten bewacht wird, versehen vorgestellt. Daß die ihr nahe befreundete Gemahlin Balders selbst nach ihrem eignen Tode der Götterkönigin kein besseres Geschenk aus dem Schattenreiche der Hel als einen Kopfputz zu machen weiß, ist bereits erwähnt worden. Friggs Putzsucht tritt ganz besonders scharf in dem offenbar unechten Mythus hervor, nach dem sie aus Gier nach dem Golde, das Wodans Bildsäule schmückt, einem Diener sich hingibt. Edler und volkstümlicher dürfen wir uns Friggs Gestalt im deutschen Mythus denken, in dessen Entartung ja noch die heilige Maria als Spinnerin auftritt. Führt man doch auch den sog. Alten-Weibersommer auf das Gespinst der heiligen Jungfrau, das dieser von ihrer himmlischen Werkstätte aus entfallen ist, zurück. Ge-

gen solchen Aberglauben haben sich die österreichischen Geistlichen noch des ausgehenden 18. Jahrhunderts wehren müssen. Wenn an gewissen Tagen die Sonne scheint, so sagt man, daß die heilige Jungfrau ihre Wäsche auf Rosenhecken trockne; besonders klar drückt den uralten Bezug auf die deutsche Göttin der Volksglaube aus, der da besagt, daß es am Freitag, also dem Tage der alten Göttin, nicht ununterbrochen regnen könne, weil die heilige Maria wenigstens einige freundliche Minuten zum Trocknen ihrer Wäsche brauche. Die große Rolle, die der alten Göttin gerade als Spinnerin zukommt, wird erklärlich, wenn man bedenkt, daß die überaus zeitraubende Arbeit des Spinnens ausschließlich in der Hand der Frauen lag, die ihre späten Abend- und Nachtstunden zu der leichten, aber anhaltenden Beschäftigung verwandten. Ihr Gefolge erwähnten wir bereits (S. 48, vgl. S. 21). Es besteht aus mythischen Symbolen.

Die volkstümlichen Ideen, die sich an die Götterkönigin anschließen, umgaben vermutlich nicht minder Gestalt und Art der Freyja. Schon der nordische Mythus mag sie der Frigg angeähnelt haben, und beide Namen fließen für uns zusammen. Man nennt sie die Tochter Njördrs und Schwester Freyrs; die Namen ihres Gemahls und ihrer Töchter sind ganz belanglos, die letzteren aber deshalb bezeichnend, weil sie die Putzsucht auch dieser Göttin veranschaulichen. Die beiden Mädchen heißen nämlich: Hnoß (Schmuck) und Gersemi (Kleinod). Dem entsprechend kommt der Göttin als vielgenanntes Attribut das Halsband Brisingamen zu, ein prächtiger Schmuck, der einstmals, als sie in zornige Erregung geriet, von ihrem Halse sprang und zu Boden fiel. Dies Juwel ist der Gegenstand des Neides der Götter und des höchsten Stolzes seiner Trägerin. Eine eigentümliche Fabel besagt, daß der alte Götterdiener und Götterfeind Loki auf Wodans Geheiß in das Schlafgemach der Freyja gedrungen wäre, indem er sich in eine Fliege, dann in einen Floh verwandelte. Die Himmlische wurde im Schlafe von dem Insekt gestochen, wandte sich um und gewährte so die Möglichkeit, das Band des Schmuckes loszulösen. Der geschickte Räuber überbrachte es seinem Herrn — sicherlich eine witzige und geschickte Erfindung, die mit der populär gewordenen Vorstellung von Lokis Verwandlungsfähigkeit und Freyjas Eitelkeit — man stelle sich eine Göttin vor, mit einer

Halskette im Bette schlafend! — geschickt spielt. Der Schmuck ist der Göttin wesentlich, ihr attributär. Sie kann ohne ihn ebensowenig gedacht werden als Odin ohne seine Ausrüstungsstücke. Ursprünglich mag es ein „Sterngeschmeide" gewesen sein, wie orientalische Gottheiten die Mondsichel oder Sonnenscheibe auf dem Kopfe tragen. — Ein weiteres Attribut der Freyja ist der Eber, der vielleicht noch an die Auffassung gemahnt, daß die Sonne wie ein goldiger Eber über den Himmel läuft. Schön ist die Erscheinung der Freyja als reitender Göttin, als Walküre. Gleich den Wodansmädchen schenkt sie auch in Walhall Met ein. Ihren Katzenwagen haben wir schon erwähnt. — Die Phantasie der frommen Dichter hat die Schönheit der Göttin zum Ausgangspunkt vieler Angriffe auf ihre Tugend gemacht. Die Riesen begehren ihrer, nachdem sie Donars Hammer in ihre Gewalt bekommen haben und geben die Göttin scheinbar für die Waffe als Lösegeld. Übrigens ist Freyja zugleich die gute Gattin, die um den Verlust ihres Gemahls weint und ihm nacheilt, bis ein eheliches Leben sie wieder mit diesem verbindet. Stolz, schön, voll von Anhänglichkeit an den Gemahl und die Kinder, eine patriarchalische Beschützerin der ihr unterstellten Familie, in die sie helfend, belohnend, strafend eingreift; dem Bedrängten Schutz, dem Leidenden Hilfe gewährend, jedoch auch nicht frei von den Schwächen der Eitelkeit und Sinnlichkeit — so werden wir uns die angesichts der Mangelhaftigkeit der südgermanischen Quellen leider unklar vor uns dastehende Gestalt der germanischen Göttin zu denken haben.

Abgesehen von der erwähnten Nanna, die als treue Gemahlin Balders dessen Scheiterhaufen besteigt, will ich nur noch der Idun gedenken, wie sie voll von Jugend und Schönheit vor uns steht und goldene Äpfel in einer Truhe verschließt, um durch sie den davon genießenden Göttern ewige Jugend zu verleihen. Der Apfel gilt, wie die Haselnuß und andere Früchte, als Leben- und Fruchtbarkeit-erzeugend. Der Glaube an Speisen und Getränke, die ewiges Leben verleihen, findet sich im altbabylonischen Gilgame -Epos, der Legende vom Paradiese in ihrer ursprünglichen Fassung (vgl. die Persephonesage) und dem indischen Mythus wieder. Der Todesapfel der Hel (und der Persephone) entspricht den Lebensäpfeln der Idun. — Schließlich sei zweier Göttinnen gedacht, von denen die eine, nämlich Tanfana, uns nur dem Namen nach be-

kannt ist. Von höchstem Interesse ist jedoch ihre Erwähnung bei Tacitus deshalb, weil wir durch ihn erfahren, daß sie ein templum, also doch wohl ein festes, wenn auch noch so einfaches Heiligtum besessen habe. Durch diesen Bericht wird der auch durch prähistorische Funde widerlegte Glaube zerstreut, daß die Germanen Nachahmungen ihrer Götter grundsätzlich vermieden hätten. — Die zweitgenannte, Nerthus, ebenfalls bei Tacitus erwähnt, ist für uns ganz unvergleichlich interessant, weil sie auch im germanischen Norden als Njördr nachzuweisen ist und weil der römische Berichterstatter von ihrem Kulte spricht. Die Göttin weilt an einer unweit einem See gelegenen Stätte. Der Ort ist für den Profanen unbetretbar. Er birgt den Wagen und die Gewänder der Gottheit und wird von einem Priester behütet. Sobald derselbe das (jährlich zu einer bestimmten Zeit wiederkehrende) Herannahen der Gottheit verkündet hat, wird diese in Prozession durch das Land geführt. Der von Kühen gezogene Wagen trägt sie. Mit den heiligen Gewändern ist sie geschmückt. Ein solcher Umzug trägt einen hochreligiösen Charakter. Alle Waffen schweigen. Es herrscht vollkommener Gottesfriede. Sobald sich die Gottheit des Umgangs mit den Sterblichen ersättigt hat, kehrt sie in den Hain zurück. Ihr Wagen und ihre Gewänder werden, um die alte Weihe zurückzuerhalten, gewaschen, die dabei diensttuenden Sklaven nach vollbrachter Arbeit in den See gestürzt. — Der taciteïsche Bericht klingt mysteriös und kann mit Irrtümern und unbewußten Anklängen an südländische, damals in Rom geübte oder bekannte Kulte verquickt sein. Jedenfalls handelt es sich bei der Nerthus um eine Göttin der fruchtbaren Erde. Daß lebend gedachte, in Prozession durch das Land geführte Statuen von Göttinnen Lebenskraft und Fruchtbarkeit vermitteln sollten, wissen wir aus nordischen Berichten. Kultfeste und Umzüge knüpfen sich an Frode in Dänemark und Frevr zu Upsala in Schweden. Die kultische Umfahrt eines Götterbildes ist bei den Goten der späteren Zeit bezeugt. Der indische Jaganath-Dienst, bei dem viele Menschen sich unter den heiligen Prozessionswagen warfen, um dadurch in die Gemeinschaft des Gottes zu gelangen, steigert diesen religiösen Brauch ins Groteske.

Die freundliche Ostara, die segnend im Frühjahr über die Fluren zieht und Blumen streut, ist schon vor Jahrzehnten als unschuldige Fälschung nachgewiesen worden.

Wir wenden uns nunmehr zur Betrachtung einzelner Göttergruppen. Solche anzunehmen und zu verehren, lag durchaus im Charakter des Heidentums. Die später so mächtig gewordenen Einzelgottheiten Wodan und Donar hatten einen engen Ausgangspunkt, einen erst allmählich sich erweiternden Machtbereich. Dem Volke mußte es nahe liegen, die Schicksale des Lebens auf eine unmittelbar wirkende, nächste Ursache zurückzuführen, Dämonengruppen zu besitzen, deren Anwesenheit man in allen Fällen vermuten konnte, um sie versöhnend oder hilfeflehend zu verehren. Zu diesem Zwecke wurden Geisterheere geschaffen, deren Form und Kultus an die niedrigsten uns bekannten Stufen eines alten Dämonismus grenzt. Ihre äußere Form und ihr Wirkungsbereich ist natürlich weniger scharf abgrenzbar als der Machtbezirk der großen Götter, ihre volkstümliche Bedeutung aber gerade deshalb um so größer. Da sehen wir den Glauben an die im ganzen germanischen Norden verehrten Vättir lebendig. Von ihnen ist die ganze feste Erde, ja auch das Wasser der Quellen bewohnt; in Wäldern, Hügeln und Wasserfällen halten sie sich auf. Wenn spätere Berichterstatter in dem Glauben der Germanen einen rohen Naturkult zu erkennen meinten, so dachten sie vielleicht gerade an diese oder ähnliche Geisterwesen, die dem Volke viel bedeutsamer waren als die großen Gottheiten, und deshalb auch bei den Beobachtern mehr Beachtung fanden als diese. Schon ihr Gattungsname, der mit dem deutschen Worte „Wicht" verwandt ist — Wicht bezeichnet ein unbestimmtes, nicht näher fixierbares Wesen —, läßt solche Dämonen als geisterhafte Dinge erkennen. Vielgestaltig wie ihr Wohnsitz ist ihr Äußeres: als Riesen, Zwerge, Elfen, Tiere treten sie dem Menschen gegenüber. Sie stehen der Gebärenden bei, wohnen im Hause, arbeiten dort unsichtbar mit, bringen Gedeihen, freuen sich der Vermählungen der Hausinsassen und strafen Unrecht. Ihre Günstlinge geleiten sie zur Ratsversammlung und zur Jagd. Sie werden aber auch vielfach als böse gedacht, der Vieldeutigkeit ihres Auftretens entsprechend. In solchen Fällen zeigt es sich besonders klar, daß wir in ihnen Geister Verstorbener zu sehen haben, von deren geheimnisvoll wirkender oder schädigender Macht wohl alle Völker der Erde überzeugt sind. Wie wir davon sprechen, daß eine Leiche leicht eine andere „nach sich ziehen" könne, so wurden diese Wichte verdächtigt, Kinder zu rauben, weil

die kleinen Wesen ja oft so frühe und plötzlich dahingehen müssen. Die Meinung, daß gespenstische Zwerge Kinder entführen, ist in Deutschland niemals ganz ausgestorben. Oft wurden junge Mütter bezichtigt, als Hexen ihre Neugeborenen entführt oder gefressen zu haben. Um eben dies und ferner um die Dämonen daran zu verhindern, ihre Kinder mit denen der Menschen zu vertauschen, zündete man an der Wiege des jungen Wesens Licht an und hielt eine Bibel in der Nähe. Ja selbst der Glaube, daß Zigeuner oder Juden Kinder von Christen stehlen, geht auf dieselbe Quelle zurück. Denn jene Rassen werden immer für Verbündete von Geisterwesen gehalten. Von den Vättir als Totengeistern gehen mannigfache Krankheiten bei Mensch und Vieh, Zauberei und anderes Unheil aus. Wenn man sie sogar in Gräbern wohnend dachte und selbst als Geister heraufbeschwor, so zeigte man dadurch besonders deutlich, daß man ihren Ursprung noch fühlte. — Diesen nordgermanischen Wesen sind die südgermanischen Wichte, Wichtelein, nahe benachbart. Sie scheinen noch mehr als ihre nordischen Vettern als Hausgeister gegolten zu haben. Als solche bezeichnen sie den Geist des Hauses, den man nicht nennen mag, weil er bei lauter Erwähnung seines Namens verschwindet; den man gelten läßt und mit kleinen Gaben belohnt, wofür er sich dann dem Hause gütig erweist. Eine besondere Vorliebe hat er für die Erbsen, auf denen er reitet. Dieses letztere Moment geht wohl auf die Tatsache alter Opfer zurück, die man in Erbsengestalt den Zwergen darbrachte. Der humoristische Zug ihrer Kleinheit wird übrigens vielfach von Sage und Märchen ausgenutzt. Man schreibt den Wichtelmännchen wie den Hausgeistern überhaupt eine besondere Abneigung gegen allerhand Neuerungen zu. Sie werden durch neue Kleider verscheucht, gekümmeltes Brot ist ihnen zuwider, noch mehr aber der Klang von Kirchenglocken ihnen verhaßt; man hat sie eben als heidnische Geister durchschaut, die mit christlicher Kultur und Sitte keine Berührung haben wollen. Bis ins einzelne malt man sich die Tätigkeit dieser Dämonen an Haus und Herd aus. In Tiergestalt oder auf Mäusen reitend wohnen sie unter dem Herde, helfen der Magd kochen und waschen, sorgen für Korn in der Scheuer, bringen dem Felde Gedeihen, machen sich im Pferdestalle zu tun, wo sie besonders den Schimmel lieben. Ihrer Kleinheit gemäß nisten sie sich gern in verworrenem Gestrüpp ein;

ein Knäuel verwirrter Fäden hält sie auf. Die Mistel und jene parasitär auf Bäumen lebenden kleinen, buschigen Gewächse bieten ihnen den Aufenthalt. Man spricht deshalb von der Alpenrute, dem Drudenbusch, dem Hexennest. Mit großer Entschiedenheit wird die eigentümliche Verwirrung der Kammhaare der Pferde und der Weichselzopf, d. h. Wichtelzopf, auf ihren Einfluß zurückgeführt. Hier berühren sich die Zwerge mit den Krankheitsdämonen, die bald als Tiere, bald als kleine, menschenähnliche Wesen mehr oder weniger großes Unheil stiften. Zwischen den verschieden benannten Haus-, Erd-, Berg-, Luft- und Wassergeistern kennt die verwischende Sage keinen Unterschied. Allen Zwergen ist die winzige Figur eigen, entstellt durch schwache Beine, wackelnden Gang, übermäßig großen Kopf und widerwärtig glotzende Augen in demselben. Bisweilen haben sie tierisch gestaltete Füße. Ihrem Wesen nach sind sie scheu, dem menschlichen Auge gern sich entziehend, geschäftig. Ihr Auftreten ist stets massenhaft. Sie beleben die Natur in Feld, Wald und auf den Bergen. Einer Zeit, die von der mechanischen Notwendigkeit der Naturvorgänge noch nicht überzeugt sein konnte, bot sich als einzige Erklärungsmöglichkeit die Annahme von Geistern dar, die in dem Naturreich walteten. Wenn die Nebel sich ausbreiten, so trocknen die Zwerge ihre Wäsche; wenn das Gewölk sich aufrollt, so spinnen sie — eine Tätigkeit, die, wie wir bereits sahen, namentlich auch der heiligen Maria als Vertreterin alter Naturgötter vielfach zugeschrieben wurde. Auch das Echo, altnordisch dvergmali, führt auf sie zurück. In den dunkeln Ringen, die man im Grase findet, glaubt man die Spuren ihrer Tänze zu sehen.

Ganz eigentümlich und allen Erklärungsversuchen trotzend ist die Meinung, daß die Zwerge menschlicher Hilfe bedürftig seien. Sie nehmen menschliche Dienstmädchen in ihre unterirdischen Wohnungen hinein, die es dann meist gut bei ihnen haben, aber, wenn sie wieder an das Tageslicht kommen, über eins erstaunt sind: sie glaubten, drei Tage bei den Zwergen verweilt zu haben, in Wirklichkeit aber sind es sieben Jahre gewesen. Auch werdende Mütter und Hebammen stehlen sie, um ihre Zahl zu vermehren. Denn die Zwerge des reinen Volksglaubens sind ja alle alt und nur männlichen Geschlechts, ihre Fortpflanzung also nur durch Ergänzung von der Außenwelt her möglich. Ihre Neigung, Kinder zu rauben, wurde erwähnt.

Von der Kunstfertigkeit der Zwerge berichten Mythus und Sage seit ältester Zeit. Schon die vedischen Rbhus, die man mit unseren Elfen auch lautlich identifiziert hat, sind kunstvolle Goldschmiede. Die herrlichen Götterwaffen und Göttergeräte und mannigfacher wunderbarer Schmuck stammen nach altnordischem Glauben aus der Werkstätte der Zwerge; ich nenne nur den Hammer Donars, das Schwert und Schiff Freyrs, das Halsband der Freyja. Da man die Zwerge namentlich in Bergen und Berghöhlen wohnend wähnte, ist es wohl verständlich, daß man sie im Besitz ungeheueren Reichtums an Metallen glaubte. Sie sind aber auch die berufenen Verfertiger vielfachen Hausgeräts und Waffenzeugs, dem oft etwas Unheimliches anhaftet. Ihr Gold wird, wie der Hort des Andwari in der nordischen, der Schatz der Nibelungen in der deutschen Sage, oder der Goldreichtum von Wieland dem Schmied oft zum Verderben ganzer Geschlechter. Dem entsprechend ist ihrem Charakter neben der Klugheit auch List und Boshaftigkeit eigentümlich. Die spätere Zeit hat sich gerade an der Kleinheit dieser Wesen ergötzt. Bei Gastmählern kochen sie das Wasser für eine ganze Gesellschaft in einer Eierschale. Wenn deshalb eine Mutter glaubt, daß für ihr eigenes Kind ein Wechselbalg, also ein Elbenkind, untergeschoben sei, so braucht sie nur etwas Wasser in einer Eierschale zu erhitzen. Dann lacht der Zwergbalg auf und sagt: „Ich bin so alt wie der Westerwald und habe doch noch niemals jemanden in einer Eierschale kochen gesehen"; oder: „Ich sah den Westerwald, siebenmal Wies' und siebenmal Wald"; oder: „Ich sah die Dumberwies', dreimal Wald und dreimal Wies'". — Gerade dieser Zug läßt sich mit geringen Varianten über ganz Deutschland verfolgen — ein schöner Beweis dafür, daß in dem Mythus und Glauben der Völker nichts zufällig und nebensächlich ist.

Wir werden uns mit den Zwergen als Seelen Verstorbener noch später zu beschäftigen haben. Einen Überblick über die Stellung derselben im Religionssystem haben wir bereits gewonnen: wir sahen in ihnen Verkörperungen der die Sterblichen im Hause wie in der freien Natur beherrschenden Schicksalsmächte; der vielgestaltigen Erscheinungen in Luft, Wind und Regen; der magischen Schmiede- und anderer Künste, als deren vollendete Vertreter sie vielleicht seit unvordenklicher Zeit galten. Wir stellten aber

auch fest, daß historische Erinnerungen das Band zwischen Zwergen und Menschen befestigt haben können, und daß in den Typus dieser Geisterschar dadurch Elemente hineingekommen sein dürften, die wir keineswegs mythologisch deuten können und dürfen. Wir wenden uns nun zu der Betrachtung anderer Geistergruppen, die uns freilich weniger zuverlässig als echt und altheidnisch bezeugt sind, die uns aber dafür ein Zeugnis ablegen, daß in der Religion unserer Vorfahren ein Dämonismus, d. h. die unbestimmte Furcht vor zahllosen, dem Menschen überall drohenden Gefahren, zum mindesten noch eine außerordentliche, wo nicht eine vorwiegende Rolle spielte. Es handelt sich dabei um jene Mächte, die man überall wirksam fühlte, aber eben deshalb nicht einzeln benennen und anrufen wollte. Im Menschenleben und in der Natur fühlte man ihre Stärke. Jeder Baum, jeder Fels *kann* dem einzelnen gefährlich werden; er wird deshalb bei den niedrigsten Völkern nur in dem *gefahrdrohenden Augenblick*, bei höher gearteten und überlegter denkenden *ständig* verehrt. Das Bedürfnis, diesen nahe liegenden Naturdingen eine menschenähnliche Form zu geben, hat die älteste Zeit überhaupt nicht, eine jüngere Ära nur in ganz beschränktem Maße gehabt.

Als älteste Vertreter der Schicksalsmächte lernen wir die Disir kennen. Ursprünglich sind sie nichts als Geister toter Frauen. Da man aber von den Verstorbenen und deshalb auch vielfach von den Sterbenden ganz allgemein glaubt, daß sie die Zukunft vorauswüßten, daß sie ferner den Menschen nützen wie auch namentlich schaden könnten, so wurden sie zu mächtigen, gefürchteten Wesen. Der weibliche Charakter dieser und vieler anderer Todesgottheiten erklärt sich aus der Meinung, das Weib sei prophetisch. Auch galt die Frau ja vielfach als unrein und ihre Berührung als verwerflich. So waren auch die *Disir* im wesentlichen Unheilstifterinnen. Sie bringen Tod, reizen zum Mord und betrügen. Erst in zweiter Linie greifen sie auch in anderer Weise in das menschliche Leben ein. Wie die Totengeister verkünden sie im Traume das Schicksal, und wie die Walküren schützen sie ihre Lieblinge in der Schlacht, an der sie bewaffnet teilnehmen. Sie treten in der Neunzahl auf. In naher Verwandtschaft stehen sie zu den älteren fylgjur, den Geleiterinnen der einzelnen Menschen, die mit diesen leben, streiten, sterben. Alle solche Wesen sind also ursprünglich menschliche Doppelgänger;

erst später werden sie zu Seelen, die den einzelnen überdauern, Träume senden, prophezeien, ihn nachholen. Noch später gibt man ihnen eigene mythische Form, wie den Walküren und Disir, die schwarze Gewänder tragen, wenn sie den Tod, und weiße, wenn sie Glück verkünden. Zu blassen Abstraktionen sind die Nornen herabgesunken. Sie sind Darstellungen der von Raum und Zeit unabhängig die Welt regierenden Schicksalsmächte, entspringen also dem im Altertum überall vorhandenen Glauben an die Vorausbestimmung. Nach den jungen, poetischen Angaben der Edda sitzen sie, ganz von der Welt des Lebens losgelöst, an dem Urdar-Brunnen, der unter der Weltesche gelegen sein soll, und sind bemüht, die Wurzeln des Baumes zu begießen. Dort thronen sie auf Richterstühlen. Sie scheinen zu spinnen und sich in Schwäne zu verwandeln. Bekanntlich gilt alles dieses auch von den ihnen wesensverwandten Göttinnen. Bedeutsam ist nur die Angabe, daß die Nornen bereits zu Richterinnen gemacht sind. Ihre Dreizahl ist jung. Ursprünglich gab es sicherlich ihrer so viele wie Todeslose in dem Volksstamm ihrer Verehrer, dann nur Eine, die Abstraktion dieser Schicksalsfügungen. Sie erinnern an die griechischen Parzen. Eine solche Auffassung hat den Glauben an die Magie des gesponnenen Fadens zur Voraussetzung. Eine am richtigen Punkte einsetzende Forschung müßte den Nachweis führen können, daß man etwa gemeint habe: je länger der gesponnene Faden, um so länger das Leben; d. h. daß man Glück und Unglück mit den Zufälligkeiten des Spinnerinberufes verknüpfte. Eben dadurch, daß diese Beschäftigung in den Händen der Frauen lag, wird auch die Meinung verständlich, das Todesgeschick habe Frauengestalt und spinne. — Um das Gewaltige der Nornenerscheinung zu steigern, bekommen sie riesigen Wuchs. Ihre Namen sind abstrakt. Übrigens ist die Nornenidee bei den Südgermanen schlecht bezeugt und in dieser Ausbildung schwerlich vorhanden gewesen. Dagegen darf man annehmen, daß der Glaube an Frauenwesen, die bei der Geburt das Schicksal des einzelnen bestimmen, allgemein germanisch war.

Mit den besprochenen Figuren aufs innigste verwandt, aber von Sage und Poesie in den Himmel gehoben, stehen die Walküren vor uns. Auch in ihnen haben wir Doppelgänger des Helden zu sehen, die ihn wie dessen Schatten geleiten, mit und für ihn kämpfen, sich nur kurz vor seinem Tode zeigen und ihre Rolle zu Ende

gespielt haben, sobald ihr Held tot ist. Auch sie sind Seelen Verstorbener und Totengeister im allgemeinen. Ihrem Namen: „Wählerinnen der Toten" entspricht ihre spezielle Funktion im Götterpantheon: sie verhängen den Schlachtentod. Eine Walküre erscheint als Biene; gerade die Biene aber war, wie so viele geflügelte Wesen, dem Germanen ein Bild der freien Seele; es wird z. B. erzählt, daß einer Schlafenden die Seele in dieser Gestalt aus dem Munde geflogen sei. Auch das Schwanenhemd der Walküren gemahnt an ältere Götterwesen. Der Schwan galt von alters her als prophetisches Tier; man mutete ihm selbst Unsterblichkeit zu, weil Schwäne tatsächlich sehr alt werden können. Das Wesen der Schicksalsfrauen wird auch durch wunderbaren, prophetischen Gesang und die uns bekannten, bald schwarzen, bald weißen Gewänder ausgedrückt. Schließlich ist eine gewisse Abhängigkeit der Göttinnen von Naturerscheinungen nicht zu leugnen. Wie Wodan im Sturm dahinfährt, so sind auch alle Gattungen von Schicksalsfrauen dem brausenden Winde verwandt, der, die Seelen der Verstorbenen oder Ungeborenen mit sich führend, über die Erde jagt. Auch die Walküren gehören noch in einer Zeit, die sie bereits als prächtig gerüstete Wodansmädchen kennt, in die Gewitterszenerie. Die Rosse der göttlichen Jungfrauen schütteln dahinjagend die Mähnen; davon trieft Tau in tiefe Täler, Hagel in hohe Bäume; das macht die Felder fruchtbar. Einzelne Walkürennamen weisen ebenfalls auf diesen Ursprung hin, wie Mist, d. h. Nebel. Die meisten dieser Worte sind aber spät gebildet und bezeichnen das kriegerische, kampflustige Wesen der Göttermädchen. In solcher Art sind die Walküren am populärsten geworden. Sicherlich muß dem Glauben an sie eine große Kraft innegewohnt haben. Das Leben des in Heeresfahrten und Kriegszügen sich erschöpfenden Deutschen war arm genug an Liebe. Hunger und Strapazen aller Art blieben sein tägliches Brot, der bittere Tod von Feindesfaust oder von Feindesspeer sein gewöhnliches Ende. Das entbehrungsreiche Leben aber schloß mit der Aussicht auf ein besseres Jenseits. Wenn über dem Schlachtfeld sich das Gewitter entlud, dessen Regen so häufig die Stätten frischer Kämpfe tränkt, dann sah man im Leuchten der Blitze die Leiber der panzerbekleideten Schildmädchen auf ihren Rossen daherjagen, weshalb man gewisse Steinhaufen etwa als Schleudersteine oder Wurfgeschosse der Kampfjungfrauen

auffaßte. Zu ihrem tapferen Liebling sprengt die Walküre herab, umarmt den Lebendigen oder schon Gestorbenen, küßt ihn, holt ihn auf ihr Roß, und im Nu geht's zu den Gefilden des Kampfesvaters Wodan, der sich des Tapferen freut, während seine Schildmädchen sich bemühen, ihn die Leiden der Erde vergessen zu machen, und ihm Wein darreichen, ihn zu laben. Die Abhängigkeit der Walküren von Wodan, dessen Töchter sie werden, stammt aus der Zeit, in der man den Gott zum himmlischen Monarchen machte und ihn mit einem Gefolge versehen zu müssen glaubte. In der Gefolgschaft des Götterkönigs erscheinen die Walküren bei Baldrs Leichenbrande. Ein mir bisher unverständlicher Zug ist die Bestrafung ungehorsamer Kampfesjungfrauen durch Wodan, die dadurch erfolgt, daß er sie mit dem Schlafdorn sticht. —

Die Riesen sind den Walküren insofern verwandt, als gerade von ihnen eine große Reihe von Sagen erzählt wird, die geographische Erscheinungen, wie Steinhaufen, Felsen, Seen usw. erklären sollen. Wir sprachen von dem Wurf der Schildjungfrauen, dem Steinwurf des Kyklopen. Ursprünglich freilich haben die Riesen eine Sonderstellung innegehabt und wurden als die uralten, später von den Göttern verdrängten Herren der Erde gedacht. Ihr ältester, in der Edda genannter Stellvertreter ist Ymir, jenes gewaltige Wesen, aus dessen zerstückelten Körperteilen die ganze Welt hervorging. Sein Rumpf wurde zur Erde, seine Hirnschale zum Himmel, sein Blut zum Wasser. Die altnordische Literatur nennt eine Reihe von Riesennamen, ohne deren Träger zu individualisieren. Außer dem ungefügigen Körper und den plumpen Waffen kommt den meisten noch die elementare Eigentümlichkeit zu, teilweise oder, wie Hrungnir, völlig aus Stein zu bestehen. Sie sind also autochthon, dem Boden der mütterlichen Erde entwachsen, die ihnen, wie dem Antäus, die ungeheure Kraft wiedergibt. Der urwüchsige Nationalheld des persischen Epos, Rustem, eilt, um nicht im Kampf mit dem eignen Sohn zu unterliegen, ins Urgebirge, und gewinnt durch dessen Betreten die alte, siegverleihende Riesenkraft wieder. — Im Kampfe ist der Zorn der germanischen Riesen ungeheuer. Der Krieg ist überhaupt das Lebenselement der Riesen. Der Glaube, daß gewaltige Dämonen mit den Göttern in ewigem Streite leben, gehört zu den unanfechtbarsten Resten gemein-indogermanischen Sagenguts. Der Veda spricht von drei Bur-

gen, in die sich die Asuras einschlossen; aber die Götter stürmten sie. Von solchen Riesenburgen erzählt nun auch mit Vorliebe der germanische Mythus. Die analoge Tätigkeit des Teufels als Erbauers von Burgen, Brücken, Mauern tritt ebenfalls sehr hervor. Wo immer von Riesen in späterer Zeit gesprochen wurde, knüpfte sich der Glaube an sie an das Vorhandensein von Naturgegenständen, denen man einen Ursprung von menschenähnlicher Hand mit Recht oder Unrecht zuschrieb. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus herrschte die im Volkswahn felsenfest eingewurzelte Meinung, daß in alter Zeit die Riesen über die ganze Erde verbreitet gewesen seien und sich spät, von den Menschen verfolgt, in entlegene Gegenden geflüchtet hätten. Ihre Roheit zeige sich namentlich in ihrer maßlosen Sinnlichkeit und Freßgier, wobei sie einen großen Appetit für Menschenfleisch bekunden sollen. Ihre Bewaffnung bestehe aus Pfeil und Bogen. Sie lebten ohne Häuser wie wilde Tiere, kennten auch keinen Staatsverband, ja fräßen ihre eigenen Kinder. — Die Hünengräber nährten den Glauben an riesige Geschlechter früherer Zeiten, und die Beschreiber von Wundergeschichten überboten sich in der Schilderung von ungeheueren, in den Hünenbetten gefundenen Skeletten. Nach einem Bericht aus dem Jahre 1742 entdeckte man in Sizilien das 200 Ellen lange Skelett des Polyphem. Die linke Hand ruhte auf einem Stock, der größer war als der größte Mastbaum. — Wo immer man alte Steinburgen, Säulen aus Römerzeit, künstliche oder natürliche Brücken fand, gedachte man der Bautätigkeit der Riesen. Alte Opfersteine wurden auf ihre Religionsübungen zurückgeführt. Eine gewaltige Realenzyklopädie aus der Mitte des 18. Jahrhunderts beschreibt einen „Riesen-Kampff" folgendermaßen: „Hinter meinem Vorder-Garten liegt ein kleines Höltzlein, Wyde geheißen, hinter diesem Wäldlein war noch für etlichen Jahren ein ziemlich großer, runder Platz, der Riesen-Kampff genannt, wobey dieses zu merken, daß ein Kampff so viel heißet, als ein mit Hecken oder Steinen oder Bäumen umgebener und befreyter Acker. Dieser Riesen-Kampff war rund umher besetzt mit großen Steinen, welche wie starcke Mauren anzusehen waren. Zwischen denen Steinen stunden sehr große schöne und hohe Eichbäume, so ordentlich gepflantzet, daß man eigentlich spühren konnte, sie wären mit Fleiß dahin gesetzet, welches alles das Gesichte sehr belustigte. Fast in

der Mitten dieſes Rieſen-Kampffs lag ein überaus großer Stein, faſt wie ein kleines Hauß: Er lag aber mehr nach dem Nieder- als Aufgang der Sonnen. Dieſer erſchrecklich große Stein hatte vier Abſätze oder Stiegen, die gleichwohl nur grob ausgehauen waren. Man nennet ihn den Rieſen-Opfferſtein, und ſahe er recht oben (woſelbſt ohne Zweiffel der Opffer-Platz geweſen) nicht anders aus, als wenn er natürlich mit Blut und Gehirn durch einander beſtrichen oder beſprenget."

Überaus zahlreichen Sagen liegt der Glaube zugrunde, daß Rieſen im Dienſte der Götter an der menſchlichen Kulturarbeit teilnehmen. Auch dieſe Mythen werden ſpäter auf den Teufel übertragen, der Burgen und ſelbſt Kirchen erbaut. Schon die Edda weiß von einem ſolchen Götterfeinde zu erzählen, der in einer einzigen Nacht um die Götterburg einen feſten Wall bauen ſollte, wobei ſein gewaltig mitarbeitender Hengſt ihm fleißig half (vgl. oben S. 22 f.). — Bisweilen wird der Gigant von ſeinem Tiere losgelöſt, und dieſes als ein mächtiges Waſſerroß geſchildert. Es ſteigt aus den Fluten empor und zieht gewaltig. Man mag aber, wenn man es an ſeinen Pflug geſpannt hat, achthaben, denn es ſtürzt plötzlich in die Fluten zurück und nimmt bisweilen Pflugſchar und Pflüger mit. Auch der Teufel der Kuriſchen Nehrung ſoll einſt an der Arbeit der Fiſcher tätigen Anteil genommen haben. Er zog, im Walde verſteckt, die Netze ans Land; zog auch wohl allzu heftig, wenn man ihn nicht zeitig durch eine Beſchwörungsformel bannte. Von beſonderem Intereſſe iſt eine alte Sage des germaniſchen Nordens: ein Rieſenweib erzeugt mit einem Rieſen vier Ochſen, mit denen ſie Seeland von Schweden lospflügt. Hier wird wohl das halb Menſchenähnliche, halb Tieriſche der rieſiſchen Erſcheinung verwertet, um eine geographiſche Sage zu konſtruieren, die noch vom Pflügen mit Ochſen ſtatt Pferden redet und die alte Beſitzergreifung durch den umkreiſenden Pflug durchſchimmern läßt. — Dem eddiſchen Mythus ſind deutſche Sagen nahe verwandt. Der Teufel baut im Auftrage eines Menſchen dieſem ein Haus. Wenn es bis zum erſten Hahnenſchrei vollendet iſt, verfällt des Mannes Seele dem Böſen. Schon iſt der Bau faſt fertig, da ahmt der geängſtigte Baumeiſter den Hahnenſchrei nach. Sofort fangen alle Hähne der Nachbarſchaft an zu krähen, und die Wette iſt für den Teufel verloren (F. Hoffmann). — Von der großen Zahl der

Riesensagen, die geographische Eigentümlichkeiten erklären sollen, sei hier nur eine erwähnt: ein Riesenmädchen gedachte sich eine Brücke von Pommern nach Rügen zu bauen, damit sie über das Wasser gehen könne, ohne sich die Pantöffelchen zu netzen. Sie nahm die Schürze voll Sand und eilte ans Ufer; aber die Schürze hatte ein Loch und ein Teil des Sandes wurde verzettelt; das übrige schüttelte sie weg, als ihr die Mutter mit der Rute drohte. So entstand eine Reihe dürrer Sandhügel, in Pommern Berge geheißen (ders.). — Felsblöcke sollen aus den Schuhen der Riesen gefallen sein, wie wir kleine Steine aus ihnen entfernen. Ein Riesenmädchen hebt Bauer samt Pferd und Pflug als Spielzeug in die Höhe, knüpft alles in sein Schnupftuch und trägt es auf den väterlichen Tisch, sich des „Erdwurms" zu erfreuen. — Die Produktivität der Volksphantasie ist gerade in diesem Punkte überraschend groß. Was immer die Riesen brauchten, stand, zum Gliede des Naturganzen geworden, vor den Augen der späteren Geschlechter. Auch die Roßtrappensagen gehören hierher. Am bekanntesten ist die im Harz noch heute gezeigte Trappe. Das Pferd eines Riesen soll den ehemals vorhanden gewesenen und verehrten Hufabdruck geschlagen haben, als der Unhold eine geraubte Prinzessin über den Abgrund des Bodetales auf seinem Rosse herübertragen und entführen wollte. Vielleicht hat erst eine spätere Zeit die Riesen in die Roßtrappensagen verwickelt, denn solche Trappen galten als heilige Stätten, deren aufgesammeltes Regenwasser als wundertätige Medizin getrunken wurde; offenbar gehen sie nach dem ältesten Glauben auf Wodans Roß Sleipnir zurück. Für die Lebhaftigkeit des religiösen Empfindens unserer Vorfahren ist gerade der Roßtrappenmythus beweisend: die entlegenen Stellen des deutschen Waldgebirges waren die Stätten, an denen man die im Blitze die Erde berührende Gottheit verehrte, wenn man eine Abzeichnung, ähnlich der des Rossehufs, in dem Gesteine erkennen zu können glaubte; kein Berg konnte zu hoch, kein Wald zu dicht sein, als daß man nicht die Gottheit in ihnen lebendig, oder Spuren zurücklassend, vermuten durfte. — Abdrücke dieser oder ähnlicher Art, sei es von dem Hufe eines riesischen Pferdes, sei es von der Hand eines Riesen, wurden überall verehrt. Auch diese Sagen haben sich auf den Teufel übertragen. So erzählt man sich in Sarkau, dem am Südende der Kurischen Nehrung gelegenen Dorfe: einst hätten zwei

Knaben am Haffufer mit einem unbekannten Manne Karten gespielt. Plötzlich sei dieser ins Wasser gesprungen, habe die gespreizte Hand gegen den Stein geschlagen und sei dann verschwunden. — Der Abdruck der Hand wird noch heute gezeigt. Es ist klar, daß die eigenartige Zeichnung der Steine und der Glaube an die Wirksamkeit von Dämonen solcher Art die Sage veranlaßt haben.

Zu den Riesen gehört seinem Geschlechte und Wesen nach der alte Götterfeind der Edda, Loki. Mit dem Teufel unserer Sage ist er nur mittelbar verwandt. Name wie Gestalt sind auf den germanischen Norden beschränkt und in Deutschland durch ältere Quellen nicht nachweisbar. Die Stellung Lokis zu den Göttern ist eine ganz eigentümliche und in den Religionssystemen aller Völker völlig einzigartige. Als Kind eines Riesenpaares und Bruder von Riesen ist Loki zunächst Götterfeind. Als seine Kinder nennt eine späte Genealogie den Fenriswolf, den Midgardwurm und die Hel. Dadurch und durch seinen Bruder Helblindi sowie die Reproduktion seines Wesens in dem Utgardloki wird er zur chthonischen Gottheit. Auch mit Wodan, dem alten Sturmwind- und Totengott, ist er durch die Zeremonie der Blutsbrüderschaft aufs innigste verknüpft. So wird er zum Götterfreund und Götterdiener. Bekanntlich ist das Verhältnis der Riesen zu Göttern und Menschen ja ebenfalls ein halb dienendes, halb feindliches. Im Eddamythus wird Lokis als Wodans listigen und gewandten Dieners häufig gedacht, und oft spielt er eine entscheidende Rolle, etwa als Magd oder als Diener auftretend oder sich in Tiergestalt verwandelnd. Gerade die Metamorphose ist ein Zug, den der deutsche Aberglaube vorzugsweise dem Teufel zuschrieb. Die Hexen wurden mit Vorliebe beschuldigt, den Satan in Krötengestalt geküßt zu haben. Dieser ist ohnehin der Herr und Gebieter aller Art von Ungeziefer, „der Herr der Ratten und der Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse", in die er sich gelegentlich verwandelt. Seine eigentümliche Doppelstellung den Menschen gegenüber zeigen die Teufelsbündnisse, ganz entsprechend Lokis Bunde mit Wodan. Schon die älteste Zeit der christlichen Kirche kannte solche Verträge, vorzugsweise Blutverträge mit dem Bösen. Ich erinnere an die Theophilus- und die späte Faustsage. Der Trunk des in einen Becher gegossenen, gemeinschaftlichen Blutes weiht ja auch Lokis und Wodans Freundschaft.

Lokis feindselige Regungen zeigen sich in der Form harmloseren Unfugs, wenn er das lange Haar von Donars Gemahlin Sif abschneidet, wofür er sich dadurch löst, daß er dieser von den Zwergen goldenes Gelock verfertigen läßt; oder wenn er einen der Böcke Donars stiehlt. Bösartiger schon ist er, wenn auf sein Anstiften der blinde Höder den Asen Balder niederschießt, und am furchtbarsten wird er bei der Götterdämmerung. Bemerkenswert ist auch die Vermittlerrolle, die er zwischen den Zwergen und den Göttern spielt: Donars Hammer, Wodans lebenbegabter Speer und Freyrs lebendiges Schiff gehören zu den Arbeiten der Zwerge, die diese im Auftrage Lokis verfertigen. Wenn aber Donar seinen Hammer an die Riesen verliert, so ist es abermals Lokis Schlauheit, die ihn die herrliche Waffe wiedergewinnen läßt. — Schließlich läßt sich ein naturmythischer Bezug nicht leugnen: Loki ist der Feuernatur verwandt und hier und da wohl geradezu als Sinnbild des Feuers zu verstehen, das sich zwar in menschliche Dienste fügt, aber leicht die ihm auferlegten Fesseln sprengt, wie Loki bei der Götterdämmerung seine Ketten zerreißt. Den alten Götterfeind behandelt die Sage als unentbehrliches Requisit des nordischen Himmels. Als Diener Wodans steht er in des höchsten Gottes Dienst, als Diener der Menschen waltet er des irdischen Feuers. Wenn das Feuer im Herde knistert, daß die Funken sprühen, so heißt es im germanischen Norden noch heute: Loke prügelt seine Buben. Wenn beim Zahnwechsel des Kindes der ausgefallene Zahn weggeworfen wird, so wird er dem gleichen Gotte dargebracht. Der Ofen oder Herd des Hauses war der Tummelplatz der Mäuse, denen wegen ihres scharfen Gebisses die Zahnspende galt. Zwerge, Heimchen, Geister aller Art wohnten an oder unter dem Herde. So hat sich Loki in dem nordgermanischen Hause eine sichere und warme Wohnstätte zu beschaffen gewußt.

VI. Naturdienst. Entthronte Gottheiten.

Nach römischem Berichte sollen die alten Germanen im Naturdienst befangen gewesen sein. Eine solche Darstellung ist einseitig. Gleichwohl wissen wir, daß viele Berge, Quellen, Bäume als Wohnstätten der Gottheiten dieser Naturdinge verehrt wurden, daß

in später Zeit die großen Gottheiten des heidnischen Mythus sich dort offenbarten und ihre Spuren im Felsen (Roßtrappe) zurückließen, Quellen erschufen und Bäume zu Kultusstätten weihten. Spuren dieser Anschauung finden sich in Mythus und Sage lebendig.

Mit besonderer Heiligkeit glaubte man unter allen Elementen namentlich die fruchttragende Erde, ja die Erde überhaupt, ausgestattet. Wenn Moses seine Schuhe ausziehen soll, „denn die Stätte, da du stehst, ist geheiligtes Land", so geschieht es wohl, damit er durch das harte Fußwerk die Mutter Erde nicht verletze. Das altindische Ritual hat Abbitteformeln für die Verwundung der Erde durch Feuer und Pflugschar erhalten; aber auch noch im Grimmschen Märchen bedauert ein Mädchen den mütterlichen Boden, weil er durch so viele Wagengeleise verletzt würde. Wenn man die Erde mit einem Stocke schlägt, so verdorrt nach deutschem Aberglauben dem Übeltäter die Hand. Doch schon das nordische Altertum vergöttlichte die Jörd, die mütterliche Erde, als Mutter Donars, und noch in der Zeit der Hexenprozesse galt es als heidnischer Frevel, sie zu küssen. Im Frühjahr erhöhte sich nach altem Glauben die ihr eigene Heiligkeit, Fruchtbarkeit und Heilkraft. Weit ist der Vergleich des Mannes mit der erzeugenden Pflugschar, des Weibes mit der fruchtbaren Ackerfurche verbreitet. In folgerichtiger Durchführung wurde die Halmfrucht als ein Kind gedacht, das dem Schoße der Erde entsteigt und im Kornschnitt von der Mutter losgelöst wird.

Als Bewohnerinnen des gepflügten Ackers, segnende, helfende, aber auch neckische und selbst boshafte Genien treten in den deutschen Sagen zahlreiche teils anmutige, teils durch widerwärtige Eigentümlichkeiten entstellte Wesen, so das Korn- und Heufräulein, die Roggenmuhme, die Kornjungfer und viele andere auf. Wie die Zwerge rauben sie bisweilen Kinder oder vertauschen diese mit den ihrigen; sie werfen den Heuwagen um, backen, helfen bei der menschlichen Arbeit und necken die Schnitter. Unter diesen Geistern hebt sich einer bedeutsam hervor: der Pilwiz-Schnitter. Mit Bocksprüngen eilt er verderblich über das Getreide hin; an seinen Füßen sind Messer. Ein bestimmter Feldschaden wird auf ihn zurückgeführt. — Verschieden an Gestalt, Größe und Funktion, bleiben sich die Erd- und Ackergeister doch darin gleich, daß sie im Mythus

zur Erklärung der die Fluren begünstigenden oder schädigenden Einflüsse dienen und in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit ein Bild von der Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit alter Anschauungs- und Darstellungsweise geben.

Der bewohnten und kultivierten Erde, auf der allein diese Genien denkbar sind, steht die Waldwüste und das übrige herrenlose Land gegenüber, auf dem sich der einzelne den feindlichen Gewalten wahllos hingegeben weiß. Dort hausen die Waldriesen, die gefahrbringenden, tückischen, Kinder entführenden Zwerge; dort unheimliche Gestalten mit moosiger Behaarung und hohlem Rücken, die Verkörperungen alter, verwitterter Baumstämme, dort tost die als Windsbraut oder Wilder Jäger vorgestellte Sturmgewalt. Das Wasser ist mit Seelen-entführenden Dämonen bevölkert. Der unheimliche Fährmann des Märchens wie der frühen nordischen Sage setzt seine Gäste in das Totenreich hinüber. Die herrenlose Wiese ist von dem Wiesewittel, das noch nicht völlig in den Dienst des Menschen gezwungene Land von Geistern wie dem Rübezahl beherrscht — Dämonen, die eifersüchtig ihr uraltes Recht am Boden wahren. Wie in semitischen Gegenden, wo Dschinnen und die Ghûl die Wüste beherrschen und Eindringlinge heimsuchen, das menschliche Eigentumsrecht nur an eine sichtbare Gotteserscheinung (Theophanie) gekettet geglaubt werden kann, so darf man auch für die germanischen Gegenden nur da, wo die Gottheit dem einzelnen persönlich, im Leben-beherbergenden Bilde oder im Traum sich offenbarte (der Traum ist eine andere Wirklichkeit; daher die Kirchengründungen an den Stellen dieser Traumoffenbarungen), von einem Eigentumsrecht am Boden reden. An solchen Stätten begibt sich der Mensch zugunsten der leibhaftig gegenwärtigen Gottheit seiner freien Rechte. Er darf ein Gelände umzäunen und den Eintritt in den geweihten Raum dem Fremden verbieten, er erhält die Erde von der Gottheit zum Lehen zurück und mag sie, die im Tabu des Höchsten steht, dann bebauen. Er vermeidet es, dort Handlungen vorzunehmen, die dem Willen des heiligen Lehnsherrn zuwiderlaufen würden. Ja, bisweilen fühlt er sich als Sklave des Höchsten. Er betritt den geweihten Platz nur nach feierlicher Waschung, wie einen Tempel, oder gefesselt. Sobald er dort niedergefallen ist, wagt er es nicht einmal, sich zu erheben. — Die Ethik der alten Zeit zeigt eine lokale Gebundenheit: was im Hause

streng verboten war, brauchte man unter freiem Himmel nicht zu scheuen. Daher das Gastrecht — eine heiliggehaltene Pflicht; daher der zur Zeit des Umzuges der Nerthus beobachtete Gottesfriede. Die Göttin macht das Land, das sie umkreist, zum Heiligtum, dem sie ihre Gesetze aufzwingt. Der nordgermanische Ritus des Landerwerbs, der *Landnahme*, durch Herumtragen eines Götterbildes um den zu erwerbenden Bezirk, beruht auf der gleichen Vorstellung und hat die gleichen Folgen.

Der Mittelpunkt des eignen Grundes und Bodens ist das Wohnhaus. Es steht mit allen seinen Teilen unter dem Schutze der Gottheit; unter seiner Schwelle und seinem Herde wohnen Geister der Verstorbenen. Auf seinem Dache steht der Pferdekopf, der den Opfervollzug beweist und durch die Opferung heilig und zaubermächtig wird. Die es umgebenden Bäume stehen im Tabu des göttlichen Gewalthabers. Sie gelten als unantastbar und bluten bei frevelhafter Berührung. Zwischen ihnen und den Hausbewohnern findet ein weitgehender Parallelismus statt. Bis zum heutigen Tage ist ein solcher Baumkultus in Indien lebendig und knüpft sich besonders lebhaft an die Bäume *des Gartens* an. Ihnen bringen die Frauen (namentlich kinderlose) in geheimer Zeremonie nächtliche Spenden dar, errichten an ihrem Fuß einen Opferplatz, schmücken die Zweige mit Girlanden und umarmen den Stamm bisweilen in leidenschaftlicher Ekstase, von der Hoffnung beseelt, daß die Fruchtbarkeit des (überall *weiblich* gedachten) Baumes auf sie übergehen würde. — Unter den germanischen Stämmen der ältesten Zeit ist uns bei den Longobarden der Baumkultus bezeugt. Karl der Große verbietet ganz allgemein die Anbetung von Teufeln und Dämonen an Bäumen und in Hainen. Dies Verbot wird später wiederholt. Im 9. Jahrhundert kann man eine heilige Esche als Grenzzeichen nachweisen. Die berühmte Irminsul war ein von den heidnischen Sachsen verehrter, hoher Baumstamm. Dem Tempel zu Upsala gehörte ein immergrüner, über einem Quell ragender Baum an. Bis zur jüngsten Zeit sind die Gartengewächse, im weiteren Sinne Bäume überhaupt, wie beispielsweise die Linde, die Erle, der Haselstrauch, Träger religiöser Ideen gewesen. Unter allen aber ragt *Einer* hervor. Die nordische Mythologie stellt ihn in den Mittelpunkt des ganzen kosmologischen Systems: die Eberesche.

Die Ebereſche iſt der höchſte Laubbaum des Nordens, die einzige Pflanze, die ſelbſt in Island beträchtliche Höhe erreicht. Ein Baum, der berufen war, die ganze, dreigeteilte Welt zu umfaſſen, konnte nach nordiſcher Vorſtellung deshalb keiner anderen Gattung angehören. So ſteht die Welteſche vor uns da.

Die Heiligkeit der Ebereſche als bevorzugten Baumes erhellt aus vielen Gebräuchen bis in die modernſte Zeit. Mit einem Zweige dieſes Baumes ſchlägt man den Teufel der Kuriſchen Nehrung, um ihn ſofort zu verjagen. Als die große Peſt über jene Gegenden ſchritt, trug man einen früchtegeſchmückten Zweig desſelben Baumes dreimal um die gefährdeten Dörfer, um ſie vor Krankheit zu bewahren. Die Sage vom Weltbaum kann aber ihrem Kern nach auch einer anderen Idee entſproſſen ſein: ſie ſoll die Frage beantworten, auf welchem Grunde die dreigeteilte Welt ruht. Dahingehende Spekulationen finden ſich bei allen Völkern. Wo hohe Gebirge den Horizont umſchloſſen, ſchienen ſie das Himmelsgewölbe zu tragen; viele Stämme übertrugen Rieſen die gleiche Aufgabe. Nur diejenigen Länder, deren Kultur bis zur Anwendung der Säule am Hauſe fortgeſchritten war, ließen dieſe das Firmament ſtützen. Nomaden- und Wüſtenſtämme reden von „Zeltſtangen des Himmels“. Der Germane mußte in dem Stamme eines mächtigen Baumes, der bis in den Himmel hineinzureichen ſchien, einen Träger von deſſen Gewölbe geſehen haben. So wird z. B. in einem Grimmſchen Märchen von einem ſolchen Baume geſprochen, der bis in den Himmel hineinwächſt; ein Bauer, der auf ſeine Krone klettert, kann die Engel im Himmel Hafer dreſchen ſehen. — Beſonders intereſſant iſt aber die Tatſache, daß man die Häuſer des germaniſchen Nordens zuweilen gerade derartig baute, daß in ihnen ein lebender Baum zur Säule wurde, ſo daß das Dach des Himmels, irdiſchem Vorbilde gemäß, tatſächlich von einem analogen Urwaldrieſen getragen gedacht werden mußte. Von der Halle Völſungs wird berichtet, ſie werde von einem mächtigen Baume geſtützt, der in ihrer Mitte ſteht. Mit ſeinem Stamme ragt er durch das Dach hindurch und mit den Äſten überſchattet er die Halle. Auch die Welteſche wächſt ja durch das Dach der Walhall.

Der herrliche Wuchs des Baumes iſt dem Untergange geweiht. So wenig die Götter unſterblich ſind, iſt es auch die Welteſche. Die eddiſche Darſtellung der zerſtörenden Mächte und ihre Verlegung

auf einen Baum ist allerdings so absurd, daß man ihr keine Analogie an die Seite stellen kann und schon aus diesem Grunde gezwungen ist, anzunehmen, es handle sich um die späte Erdichtung priesterlicher Sänger. Wenn wir von einem *Drachen* hören, der die Wurzeln des Baumes benagt, so lasse ich mir das gefallen. Ein Adler aber, zwischen dessen Augen ein Habicht sitzt, ist schon ein Unding; ein Eichhörnchen, das an der Esche auf und ab läuft und zwischen Drache und Adler Zankworte streut, sicherlich eine abstruse Erfindung. Was soll man aber gar zu den vier Hirschen sagen, die in den Zweigen der Esche laufen und deren Triebe abbeißen? *Kletternde Hirsche!* Derartiges ist, wie mir scheint, dem echten Mythus fremd. Und doch stehen solche Züge in unserer Sage nicht vereinzelt da. Wir können also feststellen, daß der Yggdrasil-Mythus zwar dem Kern nach alt ist, daß seine Ausgestaltung aber der späteren Zeit vorbehalten blieb.

Die philosophierende Naturauffassung der Vergangenheit begnügt sich sicherlich nicht damit, in dem Pflanzenreich ein einheitliches und verehrungswürdiges Ganzes zu sehen. Sie dringt tiefer und fragt: „Woher kommt die Pflanzenwelt?“ und antwortet: „Aus dem Wasser.“ Das Wasser gilt vielen, vielleicht *allen* Völkern als älteste zeugende Macht. Die befruchtende Wirkung des Regens war augenscheinlich. Jene winzigen Gewächse und Tiere, denen das kleinste stehende Wässerchen das Leben gibt, schienen dem feuchten Elemente *spontan* entsprungen zu sein. Wenn man sich also darüber klar wurde, daß der Mensch sein Dasein den Pflanzen zu verdanken habe, die ihm seine Existenzbedingungen allein gewähren können, daß aber die Pflanzenwelt vom Wasser stamme, so mußte man zu einer Verehrung des Wassers als der Urmutter alles Gezeugten gelangen, und diesen Schluß hat denn auch die alte Zeit tatsächlich gezogen. Die Wassernymphen zeigen als spezielles Charakteristikum ihre unerhörte, auf ihren Ursprung deutende Fruchtbarkeit. Wenn deshalb ein altindischer Text mit begrifflicher Klarheit sagt: „Es pflegt zu sagen, wer solches weiß und wer es nicht weiß: die Wasser fürwahr erschaffen aus dem Nicht-Seienden das Seiende“, so spricht aus ihm die Auffassung des gesamten Altertums. Es ist bekannt, daß der Storch die Kinder aus dem Wasser holt. Doch schon die Böhmen und Mähren übertragen diese Rolle auf andere Vögel: die Elster, den Kuckuck, die

Krähe, den Weih. — Der Jungbrunnen der Sage ist ein Ausdruck der Idee, daß das Wasser Neuzeugungen vornimmt. Oft findet man die himmlischen Wolkenwasser mit den Wassern der Erde gleichgesetzt. Deshalb werden die Seelen der Kinder durch Holdas Sonnenkäfer aus den Wolken auf die Erde getragen. So erstaunlich folgerecht ist dieser Gedanke durchgedacht, daß man mancherorts der Meinung war, der Mensch lebe vor der Geburt eine Zeitlang als Frosch oder Fisch im Wasser. Ja, auch die Seele des Verstorbenen kehrt in das Wasser zurück, aus dem sie entsprungen. So sagt noch eine Quelle aus dem Jahre 1456: „Also wenn die Menschen sterbend, so far die Seele durch das Wasser." Im heutigen Volksglauben hat sich die Jungbrunnenidee von der verjüngenden Kraft dieses Elements, das so zu des Menschen Anfang und Ende wird, lebendig erhalten. Wer im Mai vor Sonnenaufgang fließendes Wasser schöpft oder am Walpurgistage sich aus der Dorfpfütze wäscht, wird jung und schön. Nicht selten findet sich die Meinung, das Wasser könne auf irdische Frauen direkt befruchtend wirken, so namentlich zur Oster- und Johanniszeit oder das Wasser heilig gesprochener Quellen. Der Brauch des Erntefestes, Mädchen zu begießen, bezweckt, ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen. Die befruchtende Zauberkraft des Wassers kam natürlich dem Tiere nicht minder als dem Menschen zugute, und so wird z. B. der Brauch des Wasserbegießens auch damit begründet, daß durch den rohen, an den Kuhmädchen verübten Scherz die Tiere selbst ergiebiger würden. Werden doch die das Wasser bewohnenden Geister, wie der nordische Nikur oder der schottische Waterkelpie, nicht selten selbst in Tiergestalt gedacht; ja, man glaubt, daß sie etwa in Stier- oder Roßgestalt den Fluten entsteigen und sich unter die Herden mischen, deren weibliche Tiere dann prächtige Junge zur Welt bringen. — Überall sind die Wasserwesen lebenerweckend, verführend, aber auch verderblich gedacht. Diese sämtlichen Züge: die Gaben der Schönheit, Sinnlichkeit, der Künste der Musik und Prophetie, aber nicht minder der Tücke und des sinnverwirrenden Einflusses sind indes schon den Nymphen des Veda, den Apsaras, eigentümlich und für sie charakteristisch. Man ist aus diesem Zuge zu dem sicheren Schlusse berechtigt, daß auf dem Boden der philologischen Einzelwissenschaften keine einzige dieser Eigenschaften erklärt werden darf. Die Nymphen werden in Deutschland, bei vielen slawischen Stämmen, in Indien

und Griechenland geradezu zu Krankheitsdämonen, die namentlich den Geist verwirren, weshalb auch eine Apsaras „Manoharā", die Sinnberaubende", heißt. Die den Wasserwesen eigentümliche Gabe der Prophetie geht auf die uralte Sitte zurück, dem Wasser Orakel zu entnehmen. Dem fließenden Quell, dem „murmelnden Bach" versucht die früheste Zeit das menschenähnliche Wort abzulauschen. Wir gedenken der weissagenden Frauen im Heere des Arioviſt, die aus den Strudeln und Strömungen der Flüsse Orakel erteilten. Wird der Quell doch selbst als Mensch, sein Ursprung als Haupt („caput fontis", daher das weissagende Haupt des Mimir; denn Mimir ist ein Wasserdämon), seine Mündung (von „Mund") als Fuß gedacht. Firdôsî redet von der „Lippe der Quelle, die sanft ihr Ufer küßt". — Daß auch hier der indisch-germanische Parallelismus bis in die Einzelheiten geht, lehrt ein Apsarasname „budbudā". Das Wort ist klangmalend und bezeichnet die bisweilen aus dem Wasser der Gebirgsseen aufsteigende Blase („der See kocht!"). Auch in Deutschland scheinen, genau dem entsprechend, nur Seen, die kochen, eigne Geister zu besitzen (R. M. Meyer, Germ. Religionsgeschichte, S. 103).

Im weitesten Sinne war das Luftreich mit Leben erfüllt gedacht. Glaubte man doch, wie wir sahen, die Luft von jenen Geistern erfüllt, die als Atem die menschliche Brust verlassen hatten und nun in den Stürmen um die Erde gewirbelt wurden. So entstand die Meinung, ein unendliches Heer von Seelen belebe die Atmosphäre, drohend und Unheil stiftend über die Erde reitend — der Keim zu der Sage vom Wilden Jäger. Wenn man in unseren Gegenden beim Tode eines Menschen das Fenster, anderswo die Dachluke öffnet, um der Seele den freien Austritt in die Himmelsluft zu verschaffen, wenn man gar die bereits Verlorengegangene durch Mützen oder Töpfe wieder einzufangen versucht, so liegt die erwähnte Vorstellung zugrunde. Sie ist aber auch der Quell aller jener Mythen, die von der Vogel- und Schmetterlingsgestalt der Seele reden. Daß Wodan ein Windgott und sein Amt das eines Seelenräubers ist, wurde erwähnt.

Endlich spielte bei den Germanen der schon von Cäsar hervorgehobene Gestirndienst eine gewisse Rolle. Er ist jedoch früh verblaßt. — Unter den mythologischen Erscheinungen des Nordens ist Heimdall mit nahezu völliger Gewißheit als Sternbild zu

deuten. Dafür spricht weit mehr als sein Name (vielleicht: „der hell Leuchtende") seine Geburt von neun jungfräulichen Müttern, die ihn zu dem indischen Kriegsgott Kārttikeya in strengste Parallele bringen. Das ebengenannte Sanskritwort ist ein Patronymicum zu kṛttika, wodurch ein aus neun Himmelskörpern bestehendes Sternbild bezeichnet wird. Der Kriegsgott ist ihr gemeinschaftlicher Sohn.

Das Christentum hat die altgermanischen Gottheiten aus der Welt zu bringen gewußt und doch den Glauben an ihre Macht und Funktion nicht abzuschaffen vermocht, ja kaum in großem Umfange dies versucht. Denn die Mittel der heutigen Zeit standen dem Altertum nicht zu Gebote, es konnte nicht nachweisen, daß die gesamte Natur physikalischen Gesetzen, nicht dem Willen zahlloser Götter unterliege. War das naturwissenschaftliche Verstehen der äußeren Einzelvorgänge doch in allen heidnischen Religionen nicht einmal angebahnt. Wie der Römer zahllose Götter brauchte, die ihm erklärten, weshalb die Tür knarre, ein Kind geboren würde usw., so nahm das Christentum, das ja theoretisch mit einem allgegenwärtigen Gotte auskam, praktisch dennoch ebenso zahllose Engelwesen zur Hilfe, erkannte also die Notwendigkeit an, menschenähnlich geformte Wesen zu treibenden Kräften des Weltganzen zu machen. Es kommt ferner noch hinzu, daß das Christentum der alten Zeit nicht minder als der heutige Katholizismus eine ganze Reihe mehr oder minder heiliger und zauberkräftiger Personen verehrte, die als Fürbitter eine überirdische Rolle dauernd zu spielen berufen waren. In der Legende greifen sie — ich erinnere nur an den heiligen Petrus — tausendfach heilend, belehrend oder strafend in das Menschenleben ein. Was mußte näher liegen als die Meinung, diese heiligen Personen (an deren Wirksamkeit der Germane ebensowenig zweifelte als die Bekehrer an dem Vorhandensein der Heidengötter) seien ja im Grunde nichts anderes als verkleidete, vielleicht auch reiner und wahrer aufgefaßte heidnische Gottheiten des alten Kultus? So glaubte man denn den Ansprüchen der Bekehrer und den Drohungen der Gewalt Genüge geleistet zu haben, wenn man die germanischen Namen gegen christliche eintauschte. Viel schwerer war es natürlich, die alten Opfer zu vertilgen.

Der heidnische Kern zahlreicher katholischer Heiligenfiguren läßt sich teils auf den ersten Blick, teils nur schwer erkennen. Die belohnende und strafende, hausmütterlich lehrende, schaffende, webende

und spinnende heilige Maria des deutschen Volksglaubens hat manche ihrer wesentlichen Züge einer altgermanischen Göttermutter entlehnt. Unter den männlichen Götterwesen tritt kraß der heilige Stephan hervor, der sog. Pferde-Steffen. Er wurde, gleich Freyr, auf einem Goldsattel reitend gebildet. Um die Sonnenwende veranstaltete man ihm zu Ehren Umzüge, die heidnischen Charakter trugen, und ließ die Pferde zur Ader, worin wir vielleicht ebenfalls ein altes Blutopfer zu sehen haben. — Diesem Heiligen nahe verwandt ist der Pferde-Heilige Leonhard, vielleicht an Donar erinnernd, und der an den gleichen Gott gemahnende heilige Michael, den die Angelsachsen mit Donnerkeil und rotem Gürtel darstellen. Er wird zum Schutz der Toten auf den Runensteinen angerufen. Ein überaus klarer Vertreter Donars im germanischen Norden aber ist der heilige Olaf; da er einem Donarsbild den Hammer aus der Hand riß, wird er selbst mit einer am 29. Juli zauberkräftigen Axt dargestellt. Donnerstags oder Johannis wurden die Olafsquellen wie die Donars besucht. Seine Axt benutzte man zu Krankheitsheilungen. Sein Bild zeigt ihn nicht nur mit rotem Bart und Axt, sondern auch mit einem Drachen zu seinen Füßen. Wie Donar besiegt er Ungeheuer und fährt zu Schiff wie Freyr (E. H. Meyer). Schließlich gedenken wir noch des berittenen Knechts Ruprecht, der zur Weihnacht in die Häuser einkehrt. Offensichtlich vertritt er einen alten Germanengott, vielleicht Wodan (J. Grimm). Bisweilen kann man — diese Fälle sind besonders interessant — solche Substitutionen sagengeschichtlich nachweisen. Wir gedenken deshalb der so vielfach erwähnten Erzählung des Saxo Grammaticus, nach der Balder, um sein von Durst gequältes Heer zu erquicken, eine Quelle erweckt habe, indem sein Pferd eine solche aus dem Boden stampfte. Wie aber Balders Roß den Baldersbrönd auf Seeland geschaffen haben soll, eine Quelle, die heute noch unter diesem Namen fließt, so schrieb man die Entstehung mehrerer Bäche dem Rosse Karls des Großen zu, wobei die Hauptzüge der Sage unverändert blieben. Später traten an des alten Kaisers Stelle Kirchenheilige, wie der heilige Bonifatius, Oswalt u. a., desgleichen Wittekind oder gar Prinz Karl von Preußen.

Ganz eigentümlich ist die hier nur anzudeutende Tatsache, daß die alten Kirchenheiligen selbst da, wo sie noch als solche auftreten, gleichwohl schon Handlungen heidnischen Gepräges verrichten. Ich

erinnere nur daran, in welcher Art und Weise Petrus in der deutschen Legende und im Märchen zum Zauberkünstler und Hexenmeister geworden ist. Man gedenke dagegen z. B. der Totenerweckungen, von denen die Bibel berichtet. Sie erfolgen durch das bloße, mit göttlicher Kraft begabte Wort, ohne irgendwelche Manipulationen oder Nebenwirkungen. Wie anders im Märchen! Petrus wirft die Leiche in einen Kochtopf, kocht sie rein aus, so daß Knochen und Fleisch sich scheiden, legt das Gebein, das noch zuvor mit Kräutern behandelt ist, in die natürliche Ordnung, spricht einen Zauber darüber und — der Tote erhebt sich. Wir erkennen, wenn wir dem gegenüber der Totenerweckungen Christi gedenken, daß hier und dort die Grundideen völlig verschiedene sind.

Ein ebenfalls erst bei dem untergehenden Heidentum hervortretender Zug ist der von der Entrückung einzelner Götter, Helden und mythischer Personen in Berge. Am bekanntesten ist die hierher gehörige Tannhäuser-Sage, in deren Mittelpunkte die mittelalterliche Frau Venus steht, die in einem Berginnern Hof hält. Diese Vorstellung beschränkt sich unseres Wissens auf den germanischen Kulturkreis und geht wahrscheinlich von der Tatsache aus, daß man die Toten in Hügeln bestattete, die man als deren wirkliche Wohnungen, sie selbst also nicht als eigentlich gestorben, sondern als schlafend ansah. Daß und wie man es verstand, ein Grab zum Wohnhaus zu machen, lehrt recht anschaulich die Ynglingasaga. Als Freyr gestorben war, so berichtet sie, bauten seine Freunde einen großen Hügel mit einer Tür und drei Fenstern. Dort hinein führten sie heimlich die Leiche und sagten, der Gott lebe und wohne darin. Die Schweden brachten ihm nach wie vor den Zins. So ging es drei Jahre, und als sie dann den Tod erfuhren, glaubten sie, da sich in den drei Jahren fruchtbares Wetter gehalten hatte, an die Fortdauer davon, wenn sie die Leiche im Hügel ließen und nicht verbrannten (Weinhold). Sobald sich nun die Sitte verallgemeinert hatte, dem Toten förmliche Wohnhäuser zu bauen, mußte man in den riesigen, zu diesem Zwecke getürmten Hügeln Stätten schlafender Heroen der sagenhaften Vorzeit erblicken. Der Glaube daran, daß Seelen Verstorbener in Elfen- oder Geistergestalt das Berginnere bewohnen, ja daß die Seele des Schlafenden vorübergehend dorthin sich verirre, wurde bald populär und durch die Auffindung natürlicher, vielleicht mit Spuren von Menschenhand

versehener Erdhöhlen genährt. Da man ferner von dem begrabenen Gotte seit alters zu erzählen wußte, so nahm die Volksmeinung die Vorstellung auf, die Gottheit walte, in dumpfes Brüten versunken oder von lautem Schwarm umgeben zechend, in einem solchen Berge, so z. B. Wodan im Odenberge d. h. Wodansberge. Nicht anders ist es aufzufassen, daß im Karlsberge bei Fürth Karl der Große mit seinen Helden schlafen soll. Wenn sich ein solcher Berg öffnet und der Geisterschwarm die Luft durchzieht, so bedeutet dies Krieg — ein häufig wiederkehrender Zug.

Am weitaus bekanntesten aber ist die Lokalisierung des Motivs von dem heroisierten, schlafenden Gotte in der Kyffhäuser-Mythe. „Hier sitzt in einem Garten oder Saal ein Alter mit langem Weiß- oder Graubart oder auch Kaiser Friedrich Rotbart mit kegelnden Rittern und scharrenden Rossen und seiner Ausgeberin, Frau Holle, die Wein schenkt oder Pferde füttert oder auch mit der Wilden Jagd auf den Eber zieht, oder mit seiner Tochter Utchen und dem Hufschmied Boldermann. Ist der Bart dreimal um den Tisch gewachsen, so erwacht der Alte, und wenn die Raben nicht mehr um den Berg fliegen, hängt er seinen Schild an einen dürren Baum, der dann wieder ergrünt, und eine blutige Schlacht erfolgt" (E. H. Meyer). — Wesentlich neu ist in dieser Erzählung also nur die Verknüpfung von dem Glauben an den wiederauferstehenden Gott und den Weltuntergang (die blutige Schlacht). — Wie populär die Meinung war, daß einzelne historische Größen in Wirklichkeit gar nicht gestorben wären, sondern sich verborgen hielten, geht daraus hervor, daß sich bereits bei des (später in den Kyffhäuser versetzten) Kaisers Tode Betrüger den gemeinen Wahn, der Herrscher lebe noch, zunutze machten. Aber noch vor wenigen Jahren gab sich ein österreichischer Holzschnitzer für den verstorbenen Kronprinzen Rudolf aus. Er wurde deshalb wegen Betruges vom Kreisgerichte zu Czernowitz (Bukowina) abgeurteilt. In der dortigen Landbevölkerung besteht nämlich der seltsame Glaube, daß Kronprinz Rudolf nicht gestorben sei, sondern lebe und von Ort zu Ort ziehe, um die Leiden und Bedürfnisse der Landleute kennenzulernen — ein schöner Beweis für die Übertragbarkeit alter Sagenmotive.

VII. Tierkult.

Weder der Mensch noch der von ihm und nach ihm gebildete Gott standen in den früheren Stufen der Religionsentwickelung in dem Mittelpunkte des religiösen Interesses; weder Polytheismus noch Heroenkult haben an der Wiege der Menschheit deren Träume gesponnen.

Lange, ehe man menschenähnliche Wesen in den Himmel versetzte, hatte man die Furcht vor den rätselhaft erscheinenden Mitbewohnern dieser Erde gelernt. Jene Haustiere, die wir jetzt zu kennen glauben, weil ihre Lebensgewohnheiten, soweit diese unserem Nutzen dienen, uns geläufig geworden sind — sie waren die angestammten Erben des Bodens, auf dem sich der Mensch als Fremdling fühlte. Die staunenswerte Gewandtheit der Schlange, die außerordentliche Schnelligkeit des Pferdes, die Orientierungsfähigkeit des Rindes im tiefsten Urwalddickicht, die rätselhaft scharfe Witterung des Hundes: — das alles ließ das Tier dem Menschen überlegen erscheinen, und so war die Furcht vielleicht die erste Empfindung des noch nicht zum Herrn der Schöpfung gewordenen Zweifüßlers. Die Schlange wurde im altdeutschen Hause mit Milch, der alten Opferspeise, getränkt; ihre Tötung — die Ermordung des noch heute in slawischen Gegenden gehüteten Hausgeistes — galt als schweres Unrecht. Später trat die Kröte an die Stelle der Schlange. Beide tragen eine Krone als Zeichen ihrer königlichen Würde. Das gefürchtete Reptil lebte, so glaubte man, in einem geordneten Staatsverbande. Die indische Sage hat uns die Namen einer ganzen Reihe von Schlangenkönigen aufbewahrt. In hohem Grade zeichnet der Aberglaube das gefürchtete Tier mit Weisheit aus. Die Erzählung von dem Sündenfall ist ein deutlicher Beleg dafür. Aber auch die deutsche Sage läßt Schlangen die Zukunft prophezeien und den Genuß der weißen Abart mit magischer Gabe belohnt werden. Wie alle das Erdreich bewohnenden Tiere galt auch dies Reptil als Besitzer ungeheurer Schätze, auf denen es sich lagert, die es behütet. Am eigenartigsten aber ist das brüderliche Verhältnis, in das der Mensch sich zu jenem Tiere, wenigstens zu seinen ungiftigen Arten, setzen zu lernen verstanden hat. Noch heute sollen, wie man sagt, Schlangen oder Unken zu einsamen Kindern in Häuser kommen und mit

ihnen aus einer Schüssel Milch trinken. Die Kinder in der Wiege werden von Schlangen bewacht. Die Hauskröte, das alte Substitut der Schlange, wird Muhme, d. h. Mütterchen, genannt, wohnt im Hauskeller und hält, ganz wie ein gütiger Hauskobold, durch ihren Einfluß die hier verwahrten Lebensmittel in einem gedeihlichen Zustande. Dadurch kommt Wohlstand in das Haus, und das Tier heißt dann Schatzkröte. Sie soll ihre Farbe verändern, so oft der Familie eine Veränderung bevorsteht. Besonders markant ist es, daß der Geruch von sauerer Milch Fylgjengeruch heißt, d. h. ein Geruch, der die fylgjar, die Hausschlange, anzieht; wenn sich ein solcher im Hause verbreitet, so erwartet man einen Gast, oder es bedeutet, daß sich unter dem Hause eine Schlange aufhält, oder man nennt ihn Teufelsgeruch. Schließlich sei noch eines Märchens gedacht, das deshalb besonders interessant ist, weil die in ihm erscheinende Schlange ein deutliches Bild der menschlichen Seele ist, die sich in dem Leibe der werdenden Mutter ihre Wohnung sucht und erst mit dem Verfall des Leibes diesen verläßt. Das Märchen berichtet nämlich von einer jungen Frau, in deren offenen Mund eine Schlange kroch. Als die Frau des Kindes genas, lag diesem die Schlange fest um den Hals. Sie wich nicht von des Kindes Seite, blieb bei ihm im Bette und fraß aus seiner Schüssel, ohne ihm ein Leid zu tun. — Selten finden wir so klare Beispiele der tierischen Doppelgängerschaft.

Eine primitive Psychologie schloß sich an die bloße Beobachtung der Schlangenwesen an. Sehen wir uns im Vollbesitz aller inneren Kräfte, so weilt unser geistiges Agens als schlangengleiches, seelisches Wesen in unserem Leibe. Enteilt aber die Seele im Schlafe, der Ohnmacht, der Halluzination und dem Tode ihrem Leibe, so fährt jenes körperlich gedachte psychische Etwas aus seiner derben Hülle heraus; die Seelenschlange entflieht uns, um spät oder nie zurückzukehren. — Andere Gedankenreihen bauen diese schlichte Meinung aus. Von dem alten Glauben wird dem Menschen ein Doppelgänger ins Leben mitgegeben, habe dieser nun Geistergestalt wie die Fylgjen oder tierische Form. Im Verfolg dieser Idee wurde allmählich die Sphäre des eigenen Ichs auf die ganze Umgebung erweitert. Namentlich konnte alles, was zum deutschen Hause gehörte, in dessen Bannkreis gezogen werden. So galten auch jene Hausschlangen, die den durchweichten Lehmboden der Hütten leicht

durchbrechen konnten, nicht nur als Gäste der Familie und Freunde der Kinder, sondern auch als deren zweites Selbst und deshalb als heilig. Eine spätere Zeit, die nicht nur den einzelnen Verstorbenen als solchen, sondern die ganze Reihe der Vorfahren der Familie, des Stammes verehrte, erschuf demgemäß ganze Schlangenheere als Ahnenkultwesen, um so dem Gefühle Ausdruck zu geben, daß der einzelne Lebende nur ein kleines Glied in der ungeheuren Kette der Generationen sei. Wenn wir uns vergegenwärtigen, welch eine gewaltige Spanne Zeit vergehen mußte, um diese tiefsinnige Idee gegenüber dem Ausdrucke der blöden Angst vor dem gefürchteten einzelnen Tierwesen zur Reife zu bringen, lernen wir die ganze, gewaltige Bedeutung des Tierkultes als einer Phase in der religionsgeschichtlichen Entwickelung der Menschheit verstehen.

An Belegen für die gegebenen Glaubensmeinungen aus älterer und neuerer Zeit ist kein Mangel. Nur *einer* Sage sei hier gedacht: König *Gunthram* war im Walde ermüdet auf dem Schoße eines treuen Dieners eingeschlafen. Da sieht der Diener aus seines Herrn Munde ein Tierlein, gleich einer Schlange, laufen. Es eilt nachher in einen *Berg*. Nach einiger Zeit kehrt es in den Schlafenden zurück. — Wir finden hier den alten Irrwahn, der noch in unserer Landbevölkerung lebt, angedeutet, daß die Schlange in den menschlichen Eingeweiden förmlich logieren könne: — ein Glaube, der sich durch den erörterten Parallelismus von Seele und Schlange erklärt. Das Schlüpfen der Seele in den Berg wird uns durch die Erinnerung an die alte Idee von der Entrückung Verstorbener *in Berge* verständlich, und die Rückkehr aus einem solchen bergähnlichen Grabe als Beweis dafür wichtig, daß Schlaf und Tod auch dem germanischen Heidentum als Brüder galten. Hierin liegt ein *religionsschaffender* Faktor von ganz außerordentlich großer Bedeutung. Die Erfahrung, daß im Schlafe die Seele dem Körper entschlüpft, um fremde Gegenden aufzusuchen, wurde auf den Tod übertragen und erschuf für die befreite Psyche die Flügelgestalt (Vogel, Schmetterling), ihr Bild als Maus, Wiesel, Schlange. Der über die ganze Erde verbreitete, die Seelenwanderungsidee vorbereitende Glaube an die Tiergestalt der Seele findet in der Traumbeobachtung seinen Ausgangspunkt. Wie aber als *Besucher*, so galt die Seele auch als *besucht*. Die Geister anderer Träumer oder Toter nahen dem Ruhenden; quälen und drücken ihn, nachdem sie

phantastische Formen angenommen haben. Das nordische Altertum redet davon. Der heutige Volksglaube erklärt den Alpdrückentraum als das Werk böser Dämonen, die sich auf den Körper des Träumers setzen, um zu quälen. Sie gehören zu dem Heere der Krankheitsdämonen, die auch in dem deutschen Volksglauben eine gewichtige Rolle spielen. Der „Hexenschuß", das Werk der weiblichen Geister dieser Art, ist ein Beispiel dafür.

Das Unvermögen der alten Zeit, in dem Traum etwas anderes als eine zweite Wirklichkeit zu sehen, der die Wirklichkeit des schaffenden Lebens widerspricht, hat die Vorstellung von der prophetischen Bedeutung des Traumes hervorgerufen. Mächtig wirksam greift sie in das Dasein des einzelnen wie der Völker ein. In germanischen Ländern gab es eine Traumdeutekunst, die von berufsmäßigen Wahrsagern ausgeübt wurde. Hoftraumdeuter dürften dort nicht minder zu Macht und Geld gelangt sein als Joseph bei dem Pharao von Ägypten und die Hauskaplane der indischen Fürsten, die an jedem Morgen vom Könige in Audienz empfangen wurden, dessen Träume auslegten und Abwehrmittel gegen das von diesen als angedeutet angegebene Unheil nannten. Die Traumdeutekunst Indiens, welche uns wohlbekannt ist, wurde nach Griechenland (durch die Alexanderzüge) verpflanzt, im Mittelalter von den Arabern auf dem Wege über Persien entnommen und in griechischen wie arabischen Traumbüchern der Byzantiner gepflegt, aus letzteren wiederum ins Lateinische und alle europäischen Sprachen übersetzt. Die Traumwahrsagung Melanchthons und der Späteren bis zu den Jahrmarktsmakulaturen unserer Tage herab stammt teilweise aus Indien und beruft sich mit Vorliebe auf Indien und Ägypten. Der jahrhundertelang anhaltende griechische Einfluß (die Alexanderzeit, Byzanz) ist allerdings unverkennbar.

Wenn wir dem Glauben an die dämonische Macht von Schlangen unsere Aufmerksamkeit schenkten, so geschah es deshalb, weil der Schlangenkult eine typische Bedeutung hat. Er kennzeichnet die Empfindungen des Menschen gegenüber Tieren, die jener aus abergläubischer Furcht teils sich fernzuhalten, teils zu Freunden zu gewinnen versuchen muß, ohne daß sie ihm irgendwie nützen könnten. Nicht anders aber steht es um die Beziehungen des Menschen zu einer ganzen Anzahl von Lebewesen.

Noch weiter führt uns der von der Volkskunde erbrachte Nach-

weis, daß nur bei wenigen Stämmen die eigentlich totemistischen Ideen gefehlt haben, die dahin gingen, ganze Stämme oder einzelne Individuen von Tieren entspringen zu lassen. Namentlich dasjenige Geschöpf, dem der Mensch viel oder alles verdankt, wie z. B. das Pferd, das Lebenselement des Nomaden, wird von diesem mit kindlicher Liebe verehrt, als leiblicher Stammesvater angesehen, und seine Tötung an ganz bestimmte Zeremonien geknüpft. Der Ekel, den wir noch immer vor dem Pferdefleische empfinden, ist durch die leidenschaftliche Opposition der christlichen Kirche gegen diese Speise erweckt worden, die dem germanischen Christen und dem Bekehrer ein Greuel war; die Entrüstung der Kirche aber entsprang der heidnischen Sitte, Pferde zu opfern und ihr Fleisch bei dieser, aber auch nur bei dieser Gelegenheit zu verzehren, weshalb man durch den Genuß der den alten Göttern geweihten und nur ihnen zugänglichen Speise sich unzweideutig als Heiden kundgab. Ganz analog waren — darin liegt ein Beweis für das Alter der Vorstellung, daß man das Roß als eigenen Ahn nicht schlachten durfte — die Satzungen des alten Indiens. Sie verbieten im profanen und gebieten im sakralen Gesetz die gleiche Speise. Das, was vom Pferde gilt, kann aber auch von dem Rinde — neben diesem dem wichtigsten lebenden Besitz der Herden haltenden Nomaden — gesagt werden, und solche Beispiele ließen sich vermehren.

Wir sehen zum mindesten, daß bei den indogermanischen Völkern einige Haustiere gehalten, als Väter von Stämmen verehrt und deshalb auf profanem Wege nicht geschlachtet wurden. Klare Beispiele von Totemismus bietet das deutsche Märchen, wenn es tierische oder halbtierische Wesen von Menschen abstammen läßt; die altnordische Sage berichtet Ähnliches. Ein Riesenweib, so erzählt sie z. B., wohnt östlich von Midgard in dem Walde, der „Eisenholz" heißt. Es gebiert viele Riesenkinder, alle in Wolfsgestalt, und von ihnen stammen die Wölfe. — Die Zahl solcher Sagen ist einst größer gewesen, wie sie jetzt zu sein scheint, denn eine spätere Zeit hat die anstößigen unter ihnen entfernt oder harmlos gemacht, indem sie das Tier zum Menschen umschuf. Von besonderem Interesse ist die hierhergehörige Idee, daß der Mensch durch den Genuß tierischer Körperteile oder Produkte überirdische Gaben erlangen könne. Es ist bekannt, daß Fafnirs Herz von

Siegfried genossen wird und dieser dadurch die Sprache der Vögel verstehen lernt. Überall liegt die rohe Idee zugrunde, daß viele, namentlich jedoch die als Inkarnationen von menschlichen Seelen gedachten Tiere, übergroße Weisheit und prophetische Kräfte in sich beherbergen und Kräfte durch den bloßen Genuß des Fleisches dieser Wesen in den Menschen übergehen lassen. Nicht minder bekannt ist der Glaube, daß die Seelen der Ungeborenen bisweilen die Gestalten von kleinen Tieren, etwa von Fröschen oder Fischen annehmen. Die bedeutsamste Verwandlung, deren der Mensch teilhaftig werden konnte, ist aber die in Vogelgestalt. Die geheimnisvollen Bewohner der Zweige jenes Urwalddickichts, um dessen undurchdringliche Einöde sich magisches Denken spann: — jene Wesen, deren unerwarteter Schrei noch heute das Herz des Wanderers mit Furcht oder banger Ahnung erfüllt —, galten als Seelen von Menschen, die vielleicht in eben jenen Walddickichten ihren Tod gefunden hatten. Eine ganze Reihe der hierher gehörigen abergläubischen Formen ist noch unserer Zeit ganz geläufig. Zu den Tieren, die in dem gezogenen Gedankenkreise eine Rolle spielen, gehört zweifellos in erster Linie die Eule. Am Tage kaum jemals sichtbar, in der Nacht unter unheimlichem Rufen in der Finsternis undurchdringlicher Wälder umherschwirrend, mußte sie einer früheren Zeit als Metamorphose des jüngst Verstorbenen erscheinen, der, wie sie, sich im undurchdringlichen Todesdickicht verloren, der seine artikulierte Sprache mit dem matten Laute des Vogelschreis vertauscht und seinen zielbewußten Gang für einen unsteten Flug dahingegeben hatte. Die Metamorphosen sind stets als Strafen, d. h. die sie erleidenden Subjekte als kummerbefangene, ihr Todeslos beklagende Wesen vorgestellt. Der Ruf der Eule verheißt überall Unheil, er verkündet den nahen Tod voraus. Das mit dem Eulengeschlecht so nahe verwandte Käuzchen ist Träger der gleichen Vorstellungen. Sein schauerlicher Ruf: „Komm mit, komm mit" zeigt baldigen Tod, sei es den eigenen oder den eines Verwandten an. — Zu den populärsten gefiederten Propheten gehört der Kuckuck. Als Seelenräuber gilt er noch heute in dem bekannten Fluche: „Mag ihn der Kuckuck holen". Er bestimmt die Länge des menschlichen Lebens und wird nach dieser befragt. Sein Erscheinen ist demgemäß von böser Vorbedeutung. Setzt er sich auf das Dach des Hauses eines Kranken, so stirbt dieser.

Kaum ein anderer Vogel hat seit den ältesten Zeiten der Geschichte, bei semitischen wie indogermanischen Völkern, ein so hohes Ansehen genossen wie die Taube. Wenn heute der Italienreisende die Tauben des Markusplatzes zu Venedig füttert, so ahnt er nicht mehr, daß diese Tiere ihre Pflege der altsemitischen Göttin Ischtar verdanken, in deren Dienste sie standen. Und doch findet sich noch heute in unserem Vaterlande die abergläubische Furcht vor dem anmutigen Geschöpfe. So sagt man z. B., wenn wilde Tauben ein Haus umfliegen, dies bedeute Unglück oder Tod. Nach Aargauer Sagen erscheint die Seele von Verstorbenen als Taube, Rabe und Schmetterling. Wenn man ferner bei uns in Ostpreußen davor warnt, Taubenherzen zu essen, denn dies mache melancholisch, so liegt darin ein uraltes totemistisches Speiseverbot, das es verwehrt, das Herz des in Vogelgestalt gekleideten, eigenen Ahns zu verzehren. — Zu den Trauervögeln hat nach Grimms Vermutung in früherer Zeit namentlich auch die Turteltaube gehört, welche gotisch hraivadūbō, d. h. Leichentaube, heißt. Der Vogel trauert um den toten Gatten. Von besonderer Bedeutung ist, wie die Erscheinung des weißen Tieres überhaupt, so das Auftreten der schneefarbigen Taube im speziellen. Durch die Mystik des Mittelalters hindurch bis zu dem heutigen Spiritismus geht die Doktrin von der Manifestation der Seelen in Gestalt weißer Tauben. So lehrt es der deutsche Aberglaube, so sagen es unzählige Märchen. — Das schneeweiße Tier galt überhaupt als heilig und seine Opferung war von besonderer sakraler Bedeutung. Wir heben unter den Säugetieren dieser Art den Schimmel, unter den Vögeln den weißen Hahn hervor. Wenn der letztere ohnehin schon als Erwecker des Tages, Wächter am Tor der Frau Holle, Zerstreuer von Nachtdämonen und Spender von Fruchtbarkeit ein hohes Ansehen genoß, so war der Albino jener Spezies besonders hoch verehrt. — Seit dem grauesten Altertum ist die Meinung verbreitet, daß der Vogelflug Glück oder Unglück prophezeie, je nachdem der erste, dem Menschen begegnende Vogel rechts oder links, hoch oder tief fliege, ein Glücks- oder Unglückstier sei. So stand der Vogel über dem Menschen; der faustische Drang, sich gleich diesem in die Luft zu erheben, ist seit des Dädalus Zeiten dem Menschen eigentümlich geblieben. Von der Ära der urältesten Mythen bis zur Gegenwart reichen die Versuche, durch Nachahmung des Vogelkleides

sich in die Lüfte zu erheben. Manchen Riesen der deutschen Sage, doch auch Göttern, wie Wodan, und Göttinnen, wie Freyja, wird das Falkengewand oder die Fähigkeit, sich in einen Adler zu verwandeln, von der Sage zuerteilt. Der Adlerriese Hraesvelgr gilt als der Verursacher von Sturm. Von seinen Flügeln gehen die Winde über alle Menschen aus. Der Riese Thjazi ist bald menschenähnlich, bald in Adlerhaut gekleidet.

In der Entwicklung des Tierkultus lassen sich zwei Perioden voneinander scheiden, die zugleich zwei Hauptphasen in der gesamten Religionsentwicklung darstellen. In deren ersterer verehrt der Mensch die Pflanze, das Tier, als solche; diese Gegenstände sind ihm Fetische, an die er sein Wohl und Wehe gekettet glaubt. In der letzteren unterstellt er die ganze sichtbare Natur einer Anzahl menschenähnlich gedachter Gottheiten. Die Dinge der sichtbaren Welt verlieren dadurch zunächst nichts an ihrer Wichtigkeit, sie werden aber zum Sprachrohr der Gottheit umgestempelt. Diese Entwicklungsepochen zeigen sich in der germanischen Religionsgeschichte, wenn in ihr das Pferd, das Rind, in Tausenden von abergläubischen Formen selbständige Verehrung genoß, und wenn wir andrerseits wiederum hören, daß man Tempelrosse im Dienste bestimmter Götter hielt, die nicht die Last eines Menschen fühlen durften, jedoch dazu bestimmt waren, die Zukunft vorausahnen zu lassen.

Kaum einen der wichtigeren Körperteile des Pferdes gibt es, dem man nicht ein Omen, eine Vorbedeutung, entnahm. Auf das Ohr des lebenden Pferdes hat sich die Aufmerksamkeit des naiven Menschen von jeher gerichtet. Das beständige Spiel der Ohren ließ den Beobachter vermuten, das Tier nehme geheimnisvolle Dinge wahr. Deshalb herrscht der Glaube, das Schauen durch die Ohren des Rosses mache geistersichtig. Bereits das nordische Altertum kennt die entsprechenden Vorstellungen. Auf Arwakrs Ohr stehen Kraft verleihende Runen. Unter Umständen ist die Richtung, nach der das Roß seine Ohren spitzt, wichtig. Dem Wiehern und Schnauben der Pferde, die den heiligen Wagen bei der Umfahrt eines Gottes ziehen, wird Beobachtung geschenkt. In einer isländischen Sage beobachtet ein Reisender, der bei Nacht munter bleibt, wie aus dem Munde seines Gefährten ein blauer Dunst aufsteigt, sich langsam nach der Öffnung des Zeltes bewegt und ins Freie dringt. Er folgt ihm, sieht ihn davonziehen, durch einen Pferdeschädel krie-

chen, an einem ganz kleinen Bächlein auf- und abirren, hilft ihm über das Wasser, indem er ihm einen Peitschenstiel über den Graben legt und folgt ihm bis zu einer kleinen Bodenerhöhung, worein die Seele kriecht, um nach einer Weile denselben Weg zurückzunehmen und in den Leib hineinzuwandern. — Diese Erzählung wird erklärlich, wenn wir uns des Glaubens an die räumliche Wanderung der Seele erinnern, die nach germanischer Anschauung über ein Wasser hinwegsetzen muß, andererseits aber wiederum so häufig in Höhlen oder Bergen einen Ruhepunkt findet. In der hochbedeutsamen Sage erkennen wir das Moment der Seelenfahrt mit allen ihren typischen Einzelheiten, der Dampf-(Atem-)form der Seele, dem Überschreiten des Totenwassers auf schmalem Pfade (Peitschenstiel), dem Verweilen in den die Alflöcher (Geisterwohnungen) tragenden Bergen, der endlichen Rückkehr auf dem durch den Hinweg vorgeschriebenen[1]) Pfade wieder. Der Pferdekopf, durch den die Seele kriecht, ist auch hier das Vergrößerungsmittel, das den unscheinbaren Phantasmen der Traumvorstellungen die furchtbare Größe der Realität verleiht. — In dem gewählten Beispiele ist die Verehrung des Pferdes von dem Glauben an irgendeine Gottheit unabhängig. Anders haben wir es zu verstehen, wenn das Schütteln und Wälzen dieses Tieres mißtrauisch beobachtet wurde. Man nimmt dann an, daß ein böser Geist, ein Krankheitsdämon, ihm aufhocke, weshalb man nicht gern die Stellen, an denen ein Pferd sich gewälzt hat, betritt. Ein solcher Glaube ist auch rechtsgeschichtlich interessant, denn die Meinung, daß das Pferd im eigentlichsten Sinne des Wortes besessen sei, machte es zum unveräußerlichen Eigentume der Gottheit, deren Dienste es unterstellt wurde, und verhinderte seinen Verkauf. — Zu den hervorragendsten Eigentümlichkeiten des Pferdes gehört dessen Ortssinn. In den für den Menschen unzugänglichen Wäldern, die ehemals einen großen Teil Deutschlands bedeckten, war das wild umherschweifende Roß der sicherste Führer. Seine Fährte führte zu frischen Weideplätzen, fließenden Brunnen inmitten der wasserarmen Wildnis. Deshalb hat man bis in späte Zeit hinein diejenigen Plätze, an denen das frei umherschweifende Roß sich niederlegte, zur Gründung von Kir-

1) Die Seelen kehren immer auf demselben Wege zum Körper zurück, auf dem sie ihn verlassen.

chen benutzt. Bisweilen wurde dem Tiere ein Heiligenbild auf den Rücken gebunden. Zahlreich sind die überall in deutschen Landen verstreuten Kirchen, die am Altar oder am Eingang ein Hufeisen als Gelübdegabe zeigen. Andere Gotteshäuser tragen einen Pferdekopf an der Turmspitze. Spätere Zeiten haben sich diese Sitte zu erklären gesucht, indem sie Sagen von einem Pferde erfanden, welches zum Erstaunen aller die Treppen zum Glockenstuhle emporgestiegen sei. Diese Verwendung von wirklichen oder nachgebildeten Tierhäuptern an der Spitze von Gebäuden, dem Dachfirst von Wohnungshäusern und Ställen, ist für uns zugleich der stumme Zeuge der für das soziale und sakrale Leben von gleicher Wichtigkeit gewordenen Sitte des Pferdeopfers, dessen wir alsbald zu gedenken haben werden.

VIII. Der Kultus.

Wir haben im vorausgegangenen gesehen, daß die Germanen seit urältester Zeit einen (zum Kriegsgott umgestalteten) Himmelsgott als Vater, vielleicht auch die Erde als Mutter, verehrten; daß sie, teilweise altorientalischen, auf dem Landwege zu germanischen Gegenden gelangten Einflüssen nachgebend, Sonne, Mond und Sterne anbeteten; daß sie im Gewitter einen Kampf himmlischer Wesen sahen, deren schützender Haupthelb (Donar = Indra) bereits einer sehr alten Zeit angehört; daß das Feuer mit Leben ausgestattet war (Loki), nicht minder als Berge, Steine, Quellen, Bäume, Wiesen, Äcker und das fruchtbare Land überhaupt; daß spezielle Fruchtbarkeits- und Zeugungsdämonen (Freyr) Verehrung genossen; daß in zeugungskräftigen (Eber) und gefährlichen (Schlange) Tieren überirdische Wesen gesehen wurden; daß man dem Winde als Seelenträger besondere Aufmerksamkeit zollte — er gedieh zum Herrn über Leben und Tod, zum Götterkönig (Odin) empor; in seinem Dienst standen persönlich gedachte Schicksalsmächte, die das Leben des einzelnen überhaupt (Disen, Nornen) oder nur im Kriege (Walkyren) lenkten.

Nicht zufällig ist es, daß die meisten Stämme der Germanen ihrem obersten, später fast monotheistisch gedachten Gott die Lenkerinnen des Geschicks des einzelnen und der Stämme unterstellten und daß sie ihn zum Lehrmeister der Zauberkunde, die das Verhängnis beeinflussen sollte, machten. Die Mantik galt ihnen als

oberste, ja als einzige Wissenschaft und wurde bei ihnen, wie bei allen Völkern gleicher Kulturstufe, in Form der Beobachtung von Vorzeichen, Losen, Wahrsagung und Orakel, die man dem Tierreich, dem Opfer oder Zufälligkeiten des täglichen Lebens oder des Naturgeschehens entnahm, in weitestem Maße geübt. Wir haben von einzelnen ihrer Erscheinungen (dem Runenritzen, Zauber) als dem schon bei den niedrigststehenden Stämmen vorfindbaren und aus den urältesten Zeiten stammenden Versuch gesprochen, sich durch eine Analogiehandlung der noch unbenannten Schicksalsmacht zu erwehren beziehungsweise sie zu beherrschen. Zwischen dem Versuch, einen Feind zu schädigen, indem man eine Wahnsinnrune in einen Stab gräbt oder indem man dessen Bild zertrümmert, besteht kein psychologischer Unterschied. Auch die Rune gilt als Bild; ihre Verwendung erfolgt durch den verdammenden Zauberspruch, der den Namen des Feindes nennt, wie die Verwendung des plastischen Bildes, dessen spezieller Bezug auf den Gegner meist ebenfalls durch Namensnennung gegeben wird, durch dessen Zertrümmerung. Stets haben autochthone Völker auf einwandernde Kulturstämme ihren Vorrat an magischen Formeln und Handlungen übertragen, so namentlich in Indien (die Drawidas), in Babylon (die Sumirs) und sicherlich auch in germanischen Ländern. — Die noch keine personifizierten Gottheiten voraussetzende Magie ist die älteste Form des Kultus.

Das Gebet gibt den ersten Versuch, sich zu den überirdischen Wesen in ein persönliches Verhältnis zu setzen. Es faßt sie menschenähnlich auf oder ist der die Geisteskräfte gefangen nehmenden äußersten Erregung entsprungen, die sich ratlos an Unbelebtes wendet. So klagen Liebende den Bäumen und Felsen ihr Leid (Grimm); die gefolterten Frauen der Hexenprozesse riefen nach ihrer (abwesenden, oft toten) Mutter. Auch das germanische Gebet wurde vorwiegend bei dringender Not oder beim Erscheinen wunderbarer Dinge und Gestalten (Theophanie) gesprochen. Es hatte wohl keine bestimmten Formeln. Man verneigte sich bei seiner Rezitation und entblößte das Haupt. — Der Eid ruft die Gottheit zum Zeugen für die Wahrheit einer Handlung; der Eidsprecher verpfändete ehemals seinen Leib oder dessen Teile, seinen Besitz usw. An Stelle dessen trat im nordgermanischen Altertum der Eid auf den Schwurring. Ihm gab man die Weihe und den unmittelbaren Bezug auf die Gottheit, indem man ihn mit dem Blute des Opfers heiligte.

Das Opfer steht im Mittelpunkte des ganzen sakralen Lebens der alten Zeit. Es ist der mächtigste Ausdruck des religiösen Instinktes der Menschheit, der sichtbarste Zeuge eines metaphysischen Bandes zwischen Diesseits und Jenseits, das festeste Bindemittel zwischen Himmel und Erde, Gottheit und Menschen. In ihm weihte der Gläubige seine Person und seinen Besitz dem höheren Wesen seiner Verehrung, erst seine Vollziehung machte das menschliche Haus zum Tempel, zum Tabu des Gottes. Daraus erklärt sich die enorme Häufigkeit und Wichtigkeit der sog. Bauopfer, die wohl niemals ausgeblieben sind, wenn es galt, ein wichtiges Gebäude, das Haus eines Reichen und Mächtigen einzuweihen. Bis über den Ausgang des Mittelalters hinaus hat der, mit erstaunlicher Zähigkeit festgehaltene, Brauch bestanden, namentlich unschuldige Kinder in die Grundwälle von Burgen einzumauern; vorzugsweise geschah aber auch das gleiche bei dem Bau von Brücken. Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts verlangte das Volk bei einzelnen Gelegenheiten dieser Art das grausame Opfer. Als charakteristische Eigentümlichkeit des Bauopfers ist hervorzuheben, daß man das dem Tode geweihte Wesen lebendig begrub oder einmauerte.

Schwer ist es, die dem grausamen Kultus zugrunde liegenden Motive zu erkennen. Wenn wir darin in erster Linie die Furcht des Menschen vor der Gottheit und seinen Versuch, sie sich geneigt zu machen, sehen, so geschieht es im Einklange mit dem Volksglauben der älteren Tage, der in den emporragenden Pferdehäuptern Schutz gegen Blitz- und Feuerschaden, Ungeziefer und Krankheiten suchte. Sicherlich aber hat das Bauopfer auch für des einzelnen Leib und Leben Unheil abwehrende Bedeutung. Die Einmauerung von Tieren oder Menschen hatte zweifellos umgekehrt auch den Zweck, das noch ganz roh gefaßte seelische Fluidum des Geopferten zur Fundierung des Baues zu verwerten. Diesem Gefühle des dem Menschen drohenden, nahen Todeslosses gibt eine sprichwörtliche Wendung Ausdruck, die besagt: Wer zuerst in ein neues Haus hineintritt, der muß sterben. — Eine solche Meinung ist natürlich ganz wesentlich auch durch das bloße Faktum des tausendjährigen Bestehens der Bauopfer großgezogen worden, weil sich dadurch das Gefühl herausgebildet hatte, der Neubau verlange sein Opfer und ergreife es, wo immer er es bekäme. — Als unmittelbarer Stellvertreter des

Opfermenschen galt dessen edelster und kostbarster Besitz: das Pferd. Das Pferdeopfer ist zweifellos indogermanisches Gemeingut und nur aus den Kulturverhältnissen der Nomadenära einer Steppenbevölkerung heraus zu verstehen. Das zur Opferung bestimmte Tier wurde seiner Farbe und Schönheit nach auserwählt, einem Gotte geweiht, geschmückt, in einen heiligen Bezirk geführt, dort getötet, das Fleisch teilweise verspeist, das Blut getrunken, während andere Teile der Gottheit zukamen. Durch Gebete versöhnte man die Seele des Opfertieres, durch dreimalige, feierliche Prozession um den Opferleib verehrte man diesen. Man hoffte durch die Darbringung des kriegerischen Wesens Sieg im Kampfe zu gewinnen. So wenigstens sagen es die indischen Quellen. Die Analogien bei den übrigen indogermanischen Völkern sprechen für das ungeheure Alter dieses Ritus, nicht minder die Tatsache und spezielle Vollziehung des semitischen Kamelopfers. Für den Nomaden der Wüste war das Kamel, was für den der Steppe das Pferd sein mußte: sein unschätzbarster Besitz, sein Reittier, sein letzter und wertvollster Nahrungsspender (Milch, Fleisch), deshalb das würdigste Weihgeschenk.

Das Pferd wurde zu Zeiten wiederum durch den Esel oder Maulesel ersetzt. Die Beobachtung, daß man Pferde statt Menschen und Esel statt Pferden zu Opfergegenständen machte, ist wichtig, denn sie lehrt uns das Bestreben kennen, im Opfer ein Tauschgeschäft — und zwar natürlicherweise ein zugunsten des den Ritus Vollziehenden ausfallendes Tauschgeschäft — abzuschließen. Der unter dem Einfluß alten Aberglaubens stehende Mann fühlt sich beim Einzuge in ein neues Haus, beim Betreten einer neuen Brücke an Leib und Leben bedroht, da der Neubau sein Opfer fordere; deshalb opfert er, um statt seiner einen anderen Menschen dem Verhängnisse zu weihen, einen unglücklichen Mitbruder hin; den letzteren tauscht er später wiederum gegen ein Pferd und dieses gegen einen Esel ein. — Damit ist die Reihe der in Frage kommenden Tiere keineswegs erschöpft.

Der Hund wird als Bauopfer für Ställe benutzt: um die Pferde das ganze Jahr hindurch gesund zu erhalten, gräbt man einen jungen, noch blinden Hund lebendig unter der Krippe ein. Auch bei einem Viehsterben muß man Hunde lebendig begraben. Dieser Zug lehrt recht deutlich, eine weitere Idee des Opfers zu würdigen:

ein lebenskräftiges Wesen wird vernichtet, um zahllose bedrohte Existenzen zu retten. Ein solcher Grundzug der sakralen Handlung ist semitisch, wie er indogermanisch ist, denn seine Voraussetzungen, die Theorie von dem im Opfer vollzogenen Tauschhandel, von der Übertragbarkeit eines roh stofflich gedachten Unheilerregers auf lebende Körper, von deren sakraler Vollwertigkeit in einem bestimmten Lebensalter und der Vernichtbarkeit des Verderben spendenden Elements durch Begraben, Aussetzung u. a. m. sind bei Semiten wie Ariern vorhanden. Es ist uns hier unmöglich, das Gegebene weiter zu verfolgen. Es wenigstens anzudeuten, konnten wir nicht unterlassen, denn die Gemeinschaftlichkeit, die zwischen den beiden großen Völkergruppen in diesem Punkte bestand, gibt uns das Verständnis dafür, daß die Lehre von dem Erlösertode Christi bei unseren heidnischen Vorfahren in einer, wenn auch vielleicht sehr späten und der gewaltsamen Bekehrung lange nachhinkenden Zeit begriffen und gewürdigt werden konnte.

Von der Häufigkeit und kultischen Wichtigkeit des Opfers kann man sich schwerlich die entsprechende Vorstellung machen. Allen übermenschlichen Wesen, dem Idol, den freigewordenen Seelen, den Dämonen (den Elfen, den Wasser-, Wald-, Berg- und Hausgeistern, den Spendern der Fruchtbarkeit) wurde geopfert. Eine unerhörte Grausamkeit zeigt sich uns in der Meinung verborgen, daß jeder größere Strom Deutschlands, ja jedes tiefere Wasser, alljährlich oder alle sieben Jahre sein Opfer fordere.

Vollzieher waren für die den Göttern geweihten Opfer die Priester und Priesterinnen. Nur Eingeweihte konnten aus den Eingeweiden und dem gesamten Verhalten des Opfertieres Wahrsagungen entnehmen. Anders stand es um die kleineren Spenden. Sie wurden vom Hausvater, kaum von dessen Gattin vollzogen.

Der Mehrzahl nach wurden die lebenden Wesen hingeschlachtet, ohne daß man sich gefragt hätte, welches Schicksal ihnen nach ihrem Tode zukäme. Ursprünglich begnügte man sich sicherlich damit, sie lediglich zu vernichten. Erst später verheißt man ihnen einen Platz in der Götterwelt. Ganz unzweifelhaft aber ist es auch, daß man im Menschen- wie im Tieropfer dem grausamen Gotte eine Speise bieten wollte. Das Opfer war ein Mahl; der hingeschlachtete Mensch sollte der Braten des Gottes sein. Diese Idee, vielleicht die roheste und älteste des ganzen Kultus, ist bei den Germanen

schwer, bei semitischen Völkern leicht nachweisbar. Bei unseren Vorfahren hat stets, wie es scheint, die Absicht, das Opferwesen einzutauschen und alsdann zu vernichten, vorgewogen. Daher die Vollziehung des grausamen Ritus in der Zeit der Kriegsgefahr, Pest und Wassers- oder Hungersnot.[1]) Etwas großartig Konsequentes, unserer Bewunderung Wertes liegt sicherlich in der Rücksichtslosigkeit, mit der man das Kind von der Mutter, den Mann von der Frau losriß, um durch ihren Tod das Ganze des Stammes zu erhalten. Wie der gesamte heidnische Gottesdienst im Opfer nicht nur seine Krone fand, sondern geradezu aus ihm bestand, so daß das Gebet meist eine bloße Begleiterscheinung desselben war, so schätzte man das Menschenopfer als die höchste kultische Handlung, den magischen Ausdruck der Gemeinschaft des Menschen mit der Gottheit. — Den viehzuchttreibenden Völkern war das Rind, bisweilen das Pferd, Münzeinheit. Mit diesen Tieren kaufte man sich von der Gottheit los, wie man mit ihnen selbst die schwere Schuld des Mordes sühnen konnte. Eine solche Grundidee des ganzen Ritus macht allein die überaus wichtige Tatsache verständlich, daß man bei allen antiken Völkern nur diejenigen Tiere opferte, die einen Tauschwert hatten; ferner, daß das Opfer als um so größer und kostbarer galt, je wertvoller das dabei hingeschlachtete Tier war, und daß die Tötung von verkrüppelten oder jungen, auch weiblichen Wesen nicht als vollwertig angesehen wurde. Außerordentlich häufig wurden endlich in den nordgermanischen Gegenden Schwein und Ziege geopfert. — Der Modus der Vollziehung des Ritus war je nach dem Zwecke, den das Opfer verfolgte, natürlich ein verschiedener. Das gleiche gilt von Zeit und Ort des Opfervollzugs. Es gab periodische und gelegentliche Darbringungen. Die ersteren kehrten zu bestimmten Zeiten des Jahres, namentlich zu dessen Anfang, wieder; die letzteren fanden vor dem Beginne von Ratsversammlungen, Kriegen, bei Seuchen, beim ersten Wiedererscheinen und Wiederverschwinden des Mondes, vor wichtigen Abschnitten im Leben des einzelnen, nach dem Erscheinen einer Gottheit statt. — Das Opfer verlieh dem Platz der Darbringung Weihe (Heiligkeit), wurde andererseits aber auch vorzugsweise an geheiligter Stätte (dem Ort einer Epiphanie, einem heiligen Hain,

1) So auch bei den Griechen: Stengel, Die griechischen Kultusaltertümer S. 88 f., München 1890.

Tempel, im Angesicht der durch ein Standbild verkörperten Gottheit) vollzogen. Unreine Stätten dürften gemieden worden sein. Das Opferwesen galt als mit magischer Macht erfüllt. Der Schädel des geweihten Pferdes sollte, am Dach aufbewahrt, vor Blitzschlag schützen. Sein Gang zur Opferstätte, sein ganzes Verhalten vor der Schlachtung, die Körperteile des getöteten Tieres, wurden auf das genaueste beobachtet und gaben zu Prophezeiungen Anlaß. Die Heiligkeit des Opferwesens übertrug sich auf den ganzen Bezirk, soweit dieser nicht schon zuvor durch das Erscheinen einer Gottheit als geweiht galt. Erst durch das Opfer erhielt das neue Haus das Recht seiner Unantastbarkeit, durch den gemeinschaftlichen Blutgenuß die Opfergemeinschaft ihre Heiligkeit.

Unsere Betrachtung lehrte, daß die bloße Furcht vor einer Gefahr den einzelnen dazu treiben konnte, ein anderes Wesen zum Zwecke der eigenen Rettung in sakraler Form zu töten. Dem Jäger „Tod" sollte seine Beute im voraus in das Netz getrieben werden, um künftigem Unheil zu wehren. Bei diesem ganzen Komplex von sakralen Handlungen gelten als allgemeinste Kennzeichen: neben der freien Auswahl der Opferwesen (sogar Wolf und Hund sind als Leichenräuber gestattet) die Vorliebe für Tiere mit schwarzem Fell (Rappe, schwarzer Widder), die nächtliche Zeit ihrer Vollziehung und ihre Darbringung durch ein einzelnes Individuum. Es handelt sich bei ihnen eben ursprünglich um einen mimischen Akt der Verdammung.

In schneidendem Gegensatze zu dieser Gruppe sakraler Handlungen stehen Opferveranstaltungen der früher erwähnten Art. Sie setzen einen Staatsverband und vom Staate verehrte Gottheiten voraus. Sie schaffen die Grundlagen eines Rechts an dem bis dahin herrenlosen Boden; sie werden, weil sie Staatsinteressen dienen, von der Gemeinschaft der Stammesgenossen vollzogen. Das bei ihnen geschlachtete Opfertier muß einen sozialen Wert haben und zu den Stammesgottheiten in bestimmten Beziehungen stehen, so daß sich ein weitgehender Parallelismus zwischen dem Opfertiere und dem Opferveranstalter einerseits, und zwischen der Opfergottheit und dem Opfertiere andererseits ergibt. Die umwälzende Idee von der Beteiligung der staatlichen Gemeinschaft an dem Opfer, die sich in der Vollziehung des gesamten Ritus durch diese Gemeinschaft kundgibt, verleiht der Veranstaltung allmählich eine staunens-

werte Größe und Kompliziertheit. Dietmar von Merseburg berichtet uns von einem großen Opfer auf Seeland, das alle neun Jahre im Januar nach der Zeit der Zwölften dargebracht wurde, und bei dem 99 Menschen und ebensoviel Pferde samt Hunden und Hühnern fielen. Eine andere Veranstaltung fand in Upsala alle neun Jahre statt. Bei ihr wurden neun Häupter von jeder Tiergattung dargebracht. — Natürlich werden auch die Opferzeremonien immer umständlicher, wobei sich das deutliche Bestreben zeigt, einem jeden der Stammesmitglieder Teilnehmerschaft an der heiligen Handlung, sei es in aktivem oder passivem Sinne, zu gewähren. Deshalb ist es kein Zufall, daß die nordgermanische Opfergemeinschaft, nicht anders als die semitische, mit dem Blute des getöteten Tieres besprengt und das Opferblut gemeinschaftlich getrunken wurde. War doch ursprünglich ein solches Opfer nichts anderes als das gemeinschaftliche Mahl eines ganzen Stammes, wobei sich durch den Genuß des frischen Fleisches die Verbrüderung der Menschen untereinander und mit der Gottheit vollzog. Ein Nachklang davon ist die rituelle Forderung, daß alle, die an dem Opfer teilhaben wollten, das Opfertier und die Opferschüssel berühren mußten. So wurde es in den germanischen Ländern, in Griechenland und Indien gehalten.[1])

Die Prägung des Opfers zu einer Staatsaktion mußte eine höhere Wertung und strengere Auswahl des todgeweihten Wesens zur Folge haben. Der Mensch, den man für ausreichend hielt, das Leben eines einzelnen zu retten, konnte nicht ohne weiteres genügen, einen ganzen Stamm vom Verderben loszukaufen. Die Hingabe eines beliebigen Mitgliedes des Staatsverbandes reicht deshalb jetzt nicht mehr aus. Wohl aber konnte der König des alten patriarchalisch-despotischen Regimes nunmehr an die Stelle des einzelnen treten. Er war der Vater aller seiner Landeskinder, sie seine Leibeigenen; er war als Monarch, als Heerführer, als Priester, als Herr des gesamten Bodens der verkörperte Inbegriff der Stammesgemeinschaft. Er verkehrte vertrauter als die übrigen Sterblichen mit den Göttern; von ihnen leitete er sein Geschlecht ab, empfing er Orakel. Als oberster Schamane beschwor er Sonnenschein und Regen, und war deshalb für das Wetter verantwortlich.

1) Die Sanskritwurzel ālabh bedeutet zunächst: berühren; dann: opfern.

Er, nur er, mußte es sein, der als leibhaftiger Vertreter des ganzen Stammes zu den Göttern gehen konnte. Auch vor diesem Äußersten schauderte das Altertum in großartiger Folgerichtigkeit nicht zurück: wir wissen, daß nordgermanische Fürsten als Opfer ihrer Stämme geblutet haben, um ihrem Lande die durch Mißernten verloren gegangene Nahrungsfülle wiederzugeben. Wodans, des Götterkönigs, Selbstopfer, durch das er an Wort und Werken gedieh, d. h. erst zu Wodan wurde, wird durch das Selbstopfer des indischen Prajāpati (des „Vaters der Geschöpfe"), durch das er die gesamte Welt entstehen ließ, in die kosmogonische Sphäre gerückt. Damit erreicht die Opferidee ihren Höhepunkt. — Dem germanischen Norden konnte selbst in einer Zeit oder bei einer Gelegenheit, die das Selbstopfer des Herrschers ausschloß, ein Fremdling, Sklave oder Kriegsgefangener als Opferwesen nicht genügen. Es wurde vielmehr die Weihung eines vollbürtigen, angesehenen Stammesgenossen, der sich der Zeremonie unterwerfen mußte, verlangt (Kauffmann).

Früh wurde der blutige Dienst von einem weniger rohen, aber auch weniger erhabenen Kultus verdrängt. An Stelle des Menschen wählte man bisweilen das Tier, weit öfter aber noch das bloße, plastisch dargestellte oder gemalte Abbild desjenigen, den man dem Tode weihen wollte. Die in den christlichen Ritus übergegangene Sitte, zur Heilung kranker Glieder deren Wachsmodelle den Muttergottesbildern zum Weihgeschenke zu machen, ferner Holz- und Tonnachbildungen von verseuchtem Vieh in die Kirche zu tragen, um sie vom Priester segnen zu lassen, oder sie dem Heiligtume zu stiften: — alle derartigen Bräuche gehen auf das doppelte Tauschgeschäft zurück, das man zu vollziehen suchte, indem man der Gottheit ein erkranktes Stück Vieh für ein gesundes und statt des ersteren wiederum dessen Nachbildung hingeben wollte. In dem Bilde eines lebenden Wesens sah man eben weit mehr als das Bild; man sah in ihm den Fetisch, den Doppelgänger des Wesens, das es darstellen sollte. Kein Bild ohne Seele! So war die tönerne Kuh, das Weihgeschenk des bedrängten Bauern, ein vollgültiger Ersatz für das Tier, das, aus Fleisch und Blut gebildet, in seinem Stalle stand.

Wir haben damit die Tatsache berührt, die für das Verständnis eines im folgenden zu besprechenden religionsgeschichtlichen Phänomens lehrreich werden kann. Jener Bauer, der ein vorteilhaftes

Tauschgeschäft zu machen versuchte, hatte den Kuhfetisch dem lebenden Tiere der äußeren Erscheinung nach möglichst angeähnelt. In einer solchen Nachbildung haben wir jedoch nichts anderes als den letzten Ausläufer von Handlungs- und Gedankenreihen zu sehen, die in primärer Gestalt dazu geeignet waren, jedes Objekt dem ihm nur ähnlich *Gedachten* oder *Verstandenen* als parallel an die Seite zu stellen. Nicht lediglich auf die äußere Erscheinung im modernen Sinne, sondern überhaupt auf eine Reihe von jedesmal hervortretenden einzelnen Momenten kam es an, die zu einer Inanalogiesetzung zweier Objekte führten. Zunächst mag der bloße *Wille*, einen Gedankeninhalt zu objektivieren, genügend gewesen sein, irgendein Ding zum Analogon eines anderen zu machen. Es darf uns nicht befremden, wenn schon der bloße, tote *Stein* als Mensch gilt, an *seiner* Stelle in das Grab gesenkt, gleich einem Götterbilde mit Blut besprengt und mit Öl gesalbt wird. So ist denn auch auf dem Boden der Opfertheorie und Opferpraxis des Gestaltenwechsels kein Ende. Als jene Kulturstaaten, die als höchste Gabe des Menschen *diesen selbst* der Gottheit dargebracht hatten, in Verfall geraten waren, mußte man sich mit der *stellvertretenden* Vollziehung der sakralen Handlungen begnügen: man wählte statt der freien Männer Sklaven oder Kriegsgefangene, auch Krüppel oder Kinder; man löste den *Menschen* durch das *Tier* aus; man erlas sich kaltblütige und niedrigstehende Lebewesen, wie etwa den Maulwurf oder den Frosch, statt des Rindes oder des Pferdes. Es ist uns z. B. eine Nachricht von dem Brauche erhalten, daß ein Frosch statt eines Menschen zeremoniell hingerichtet wurde. Eine Geldabfindung vertrat bisweilen den Opfergegenstand; die gegebene, „*geopferte*" Summe, die auf diese Art nachweislich ehemals heidnischen Tempeln, später christlichen Gotteshäusern zufloß, wurde immer kleiner. Dem heiligen Martin brachte man statt eines Pferdes schließlich nur noch einen Pfennig dar, wie das Sprichwort sagt.

Die allmähliche Verringerung der den Gottheiten dargebrachten Spenden zeigt sich auch bei der Betrachtung der Ackergebräuche in den dem Boden in älterer und späterer Zeit geweihten Gaben. Bis in späte Zeit hinein hat man beim Erntefest einen Hahn oder ein anderes, kleineres Haustier getötet und mit seinem Blute das Feld benetzt. Daneben aber bürgerte sich, vermutlich unter dem

Einflusse der Ketzerverfolgungen und der Kirche überhaupt, die Vollziehung kleinerer, unblutiger Spenden ein. Auch das Material des Opfers wurde ein anderes; es mußte von der Hausindustrie lieferbar sein. So erklärt sich die Verwendung des Brotteiges zur Darstellung menschlicher Figuren, in denen man Idole alter Gottheiten mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit vermuten kann. Aus Brotteig aber wurden auch Ahnenkultspenden, wie z. B. die deutschen Seelenzöpfe, hergestellt. Am Allerseelentage wurden sie genossen. Sie erinnern an die Sitte, Locken eines nahen Verwandten dem Toten in die Hand und so in das Grab mit hineinzugeben. Ein solches Haarbüschel sollte den Überlebenden und das Gebäckstück, der „Seelenzopf", das Haarbüschel ablösen. Überhaupt zeigt sich, sobald wir in das Innere des deutschen Familienlebens eindringen, der alte Dämonismus, die Furcht vor den Geistern der Verstorbenen, in voller Macht. Keine Schale gab es im Keller oder auf dem Boden, aus der diese Wesen nicht dann und wann einmal in Zwerg- oder Mausgestalt genascht hätten, ohne daß man ihnen zu wehren wagte. Das alte Bohnenopfer galt ihnen wahrscheinlich schon in indogermanischer Vorzeit. Die Krumen des zerbröckelten und auf den Boden gefallenen Brotes waren ihnen geweiht, und niemand wagte, sich danach zu bücken oder sie aufzuheben. An solche Spenden waren die Ahnen gefesselt, sie bedurften ihrer und straften den Geiz. Deshalb kommt dem Brote als wichtigem Opfermaterial eine Art von Leben und Heiligkeit zu. Man darf es nicht mit dem Messer zerstechen; man wickelt es nachts in Linnen oder Papier, denn „das Brot will auch schlafen". Nicht weniger heilig ist das Salz, das man dem Feuer des Herdes spendet, worin es lustig knistert und Funken emporschleudern läßt, oder der Pelz, die „Haut" der Milch, die den Zwergen zukommt. Erfinderisch mochte der deutsche Volksgeist bald diese, bald jene kleine Gabe, die Unterirdischen zu erfreuen, erdacht haben. In Ostpreußen wird noch heute der alte Brauch geübt, beim Wechsel der Schichtzähne an den Ofen heranzutreten und ihn mit den Worten zu umfassen: „Ofchen, Ofchen, hier schenke ich dir einen knöchernen Zahn, gib du mir einen eisernen". Dann wirft man den verloren gegangenen Zahn auf den Ofen. In anderen Teilen Deutschlands ruft man zu gleichem Zwecke die Maus an, deren Platz in den Gängen der alten Herde war; sie ist nachweislich an die Stelle Lokis als des

Feuergotts getreten. Eine Vergleichung lehrt uns, daß man unter diesem Tiere den Ahn der Familie zu verstehen hat, denn die genannte Zauberformel ist bei fast allen indogermanischen Völkern bis nach Indien und Armenien hin verbreitet, und ruft in ihrer ältesten Form den „Großvater", d. h. den Schutz- und Familiengeist des Hauses an. Auch in anderer Hinsicht ist diese Spende besonders interessant. Die nämlichen Leute, die als fromme Katholiken irgendeiner Heiligen ein wächsernes Gebiß opfern, um von Zahnschmerz frei zu werden, mögen daheim, wo der Kult der alten Götter zwar verketzert, aber gleichwohl nicht unterdrückt werden kann, dem heiligen Herde des Hauses, ihn umklammernd, ihre Anbetung und Spenden darbringen. Und wiederum zeigt sich der Ritus des Aberglaubens als der weitaus konservativere: der heiligen Apollonia bringt man das Wachsgebiß, dem heiligen Ofen den echten Zahn dar. Dort handelt es sich um ein Ersatz-, hier um ein originäres Opfer nach dem alten Grundsatze: „Ich gebe, damit du gibst."

Das Zahnopfer hat noch eine andere Bedeutung: es ist eine Erstlingsspende. Dadurch reiht es sich in jene ungeheuere Zahl von Darbringungen ein, die, lange ehe Götter vorhanden waren, zur Versöhnung des tückischen und unberechenbaren Schicksals geweiht worden sind. Es liegt tief in der Natur des Menschen im allgemeinen und des seinem Instinktleben unterworfenen, noch nicht in logischen Verstandesschlüssen sich bewegenden Menschen im speziellen, daß er von dem Anfang irgendeines Gegenstandes oder Geschehnisses auf dessen Mitte und Ende schließt, indem er Anfang und Ende miteinander gleichsetzt. — Unwillkürlich fordert der letzte Tag des alten Jahres dazu auf, der Zukunft zu gedenken. So wird der Anfang abergläubisch als Stellvertreter des Ganzen angesehen und im Opfer dem Ganzen dargebracht. Die Schlachtung der Erstgeburt bei Mensch und Vieh ist durch die Bibel bezeugt. Der erste, der in ein neues Haus tritt, über eine neue Brücke geht, muß sterben. Die Erstlinge der Feldfrucht werden geopfert. — Am Weihnachtsabende, also um das alte Wintersonnwendfest, wurde das große periodisch wiederkehrende Opfer des germanischen Nordens vollzogen. Dann hat jede uns begegnende Einzelheit eine bestimmte prophetische Bedeutung. Die Wichtigkeit des Angangs spielt hier mit hinein. Treten wir am Neujahrsmorgen auf die

Straße und sehen wir hier einen Reiter als ersten Menschen uns begegnen, so werden wir faul, sehen wir einen Fußgänger, fleißig sein. Von den Vögeln werden Wahrzeichen entnommen: der erste sitzende Storch, den wir im Frühling erblicken, bedeutet, daß wir im kommenden Jahre träge; der erste stehende, daß wir emsig sein werden. Der Mensch sucht durch sein Verhalten an solchen kritischen Tagen des Schicksals Gunst zu erzwingen. Deshalb soll man sich um die Wintersonnenwende, am Weihnachtstage, recht satt essen, so hungert man das ganze Jahr nicht; man muß aber von jeder Speise dabei etwas übrig lassen, so hat man immer eine gefüllte Küche. — Das tierische Erstlingsopfer spielt eine nicht minder große Rolle. Die Milch der Kuh, welche diese an den ersten drei Tagen gibt, darf nicht genossen werden. Überall sehen wir das Bedürfnis lebendig, der gefürchteten Schicksalsmacht — im Sinne der späteren Zeit: der liebevoll verehrten Gottheit — einen Ehrenanteil an der eignen Habe zukommen zu lassen. Erwägen wir nun die unübersehbare Häufigkeit dieser Spenden, so stellt sich uns das Opfer, ungeachtet seiner praktischen Zwecklosigkeit und Paradoxie, als ein religionsgeschichtliches Element von ganz einzigartiger Wichtigkeit dar: es ist das festeste Band zwischen Gott und Mensch, der sichtbare Beweis des Anrechts des Sterblichen an die höhere Welt. —

IX. Die abgeschiedene Seele.

Der Seelenkult und die Seelenvorstellungen haben keine Geschichte, wie sie jede Religion kennt; sie haben keinen Zusammenhang und keine folgerechte Entwickelung, sondern laufen, gänzlich verschieden, parallel nebeneinander her, wie noch heute an einem frischen Grabe der Geistliche zugleich davon spricht, der Tote „ruhe sanft", „gehe zu Christus", „weile bereits bei Gott" usw.

Wenn Seele und Leib eine selbst im Tode unauflöslich erscheinende Verbindung miteinander eingehen, so ist es verständlich, daß der Tote, ehe sein Leichnam von der Hand der Verwesung berührt war, nicht als entwertete Masse gelten konnte. Die furchtbaren Infektionen, die von dem toten Körper ausgehen, lehrten dessen unheimliche Macht und verursachten den Glauben, daß der Dahingegangene den Lebenden nach sich ziehen könne. Erst eine späte Zeit hat sich mit Konstruktionen beschäftigt, die zur Ausgestaltung der Person eines eigentlichen Todesgottes führten. Zu-

dem glaubte man — und auch darin haben wir einen Nachklang alter, dämonologischer Vorstellungen zu sehen — die ganze Körperwelt mit Krankheitsdämonen bevölkert, deren unsichtbare Pfeile tötend auf Mensch und Tier herabfallen. Die späteren Hexen standen, nicht minder als die heidnischen Schamanenpriester, mit diesen Unholden im Bunde. Deshalb spricht man noch heute von dem „Schusse der Elben", „dem Hexenschusse", davon, daß jemand „vom Schlage getroffen" worden sei und ähnliches. Zahllose Beschwörungsformeln reden von den 99 Fiebern, d. h. von den zahllosen, ihrem Wesen nach unbekannten, Krankheitserregern, die als Menschen oder als Götter angeredet und gebeten werden, sich von dem eigenen Hause zu dem des Nachbarn hin zu entfernen. Der Tod wurde lediglich als ein solcher Krankheitsdämon gedacht. Aus der Tiefe der Urwälder sandte er seine Pfeile. Seine Gestalt war die eines Jägers. Deshalb spricht die alte Literatur noch von dem Hellejäger, d. h. Hel-Jäger, dem Todesdämon. Es ist unzweifelhaft, daß man in älterer Zeit die Geister dieser Gruppe überhaupt nicht benannt hat, so wenig als man irgendein unheilbezeichnendes Wort auszusprechen wagte. Wir kennen das Verbot, den Namen kürzlich Verstorbener oder noch nicht Beerdigter zu nennen, als einen über die ganze Erde verbreiteten Aberglauben. Schon diese Einzelheit lehrt uns mit Bestimmtheit, daß die großen Götter der germanischen Mythologie keineswegs dem sogenannten Ahnenkult oder Seelenglauben überhaupt entsprossen waren, daß ihnen diese ihre Funktion als Seelenräuber vielmehr erst später beigegeben wurde. Dagegen haben wir in den Gestalten der Zwerge, die in unermeßlichen Scharen Wälder und Hügel belebten, ursprüngliche Totengeister zu sehen, die bald in menschenähnlicher Gestalt, bald als Tiere (Vögel, Schmetterlinge) verkleidet, Tod und Krankheiten stifteten. Wenn wir aber die Frage aufwerfen, welche Tatsache dazu geführt haben kann, Gottheiten, wie Wodan, sekundär mit den blutigen Mordwaffen der Krankheitsdämonen auszustatten, müssen wir zur Erklärung hierfür einige kulturgeschichtliche Momente heranziehen.

Die veränderten Zeiten und veränderten sozialen Formen unseres Gemeinschaftslebens haben das Bild des männermordenden Todesgottes durch das lieblichere des trauernden Genius verdrängt, der die zu Boden gesenkte Fackel langsam erlöschen läßt. Der Tod kommt dem Kulturmenschen meist als Erlöser von schwerer Krank-

heit, von Siechtum und Alter entgegen; oft erscheint er dem Leidenden und dessen Umgebung viel zu langsam. — Ganz anders zeigte er sich unseren heidnischen Vorfahren. Die christliche Lehre, daß jeder Mensch eine, vor Gott gleichberechtigte, unsterbliche Seele habe, fehlte dem Altertume vollständig. Nur insofern, als er dem Überlebenden Gutes oder Böses antun konnte, lebte der Verstorbene weiter. Da im Staate nur der Mann zu wirken berufen war, so wurde nur seine Seele verehrt. Alle Zwerge, d. h. die Gesamtheit der kultisch verehrten Ahnen, haben ausschließlich männliches Geschlecht. Erst in jener Zeit, welche die eigentliche Herkunft dieser Geister vergessen und ihre Schar zu einem Staatsverbande zusammengefügt hatte, vermählte man auch die Zwerge, oder erzählte man, ihre Frauen seien geraubte Töchter der Menschen. Des Mannes Diesseits und Jenseits war an seine Stammesgemeinschaft gebunden. Für sie gab er im Opfer und im Kriege willig sein Leben her. Der Strohtod, das Dahinsiechen auf dem Lager, war ihm ein seltenes und gefürchtetes Ende; der Untergang durch Feindeshand, im Kampfe gegen den Fremden oder in der Stammesfehde, das gewöhnliche Los. In Wodans Reich gelangten nach nordischer Auffassung nur diejenigen, die sich selbst den Tod gaben oder ihn durch fremde Hand fanden; ja, man weihte sich dem Gotte dadurch, daß man sich mit dem Speere ritzte. Der greisgewordene Mann mußte zudem nicht selten das Schicksal, ausgesetzt zu werden, erfahren. Im alten Deutschland mag der siechgewordene Krieger sein hartes Schicksal, von der Waffe eines Stammesgenossen den Tod zu erleiden, kaum beklagt haben. Denn je länger er auf dieser Erde verweilte, um so elender war auch nach seinem Glauben jenes, dem Diesseits analoge, Scheinleben, das er jenseits des Grabes fortführen zu können hoffen durfte. Sein begehrtester Tod konnte durch die Pfeile der Todesmächte ihm kaum schnell genug zuteil werden. Die bloße Tatsache des Sterbens war vom Standpunkte der damaligen Zeit durch nichts anderes erklärbar, als vermöge der Waffen jener Dämonen, die dem Dahinsiechenden mit Lanze, Lasso und Bogen dasselbe Los bereiteten, das der im Kampfe Fallende auf gleiche Art offensichtlich erlitt. — Von besonderem Interesse ist es aber, zu sehen, daß dieser Parallelismus zwischen menschlichen und göttlichen Mordinstrumenten bei den verschiedenen Berufsklassen, in die einst unserer Vorfahren Staatsverband zer-

fiel, differenziert erkennbar bleibt. Der Jäger, der einstmals die Urwälder unseres Landes durchstreifte, sah im Tode einen Mann gleichen Berufes sich nahen. Den langen Fallstrick hielt er in der Hand, und entführte durch ihn den Sterbenden in jenes unbekannte Land. War doch des Wildverfolgers eigene Waffe der Lasso gewesen, den er dem überlisteten Tiere um den Hals geworfen hatte. — Wer kennt nicht die Furcht vor den Netzen des Todes? Mit ihnen wurde das flüchtige Wild des Waldes von dem irdischen, und das Menschenwild von dem himmlischen Jäger gefangen. — Das grausame Rüstzeug des todbringenden Jägers vervollständigt sich allmählich durch den ihn begleitenden Hund. Er spürt das Wild auf und führt es seinem Herrn zu. Deshalb hält man Hunde, namentlich solche, welche Flecken über den Augen haben, für geistersichtig; sie stehen zum Reiche des Todes in naher Beziehung und gelten gradezu als Seelenräuber. Ihr Leichenhunger begünstigte diese Vorstellung. Märchen wie „Rotkäppchen" lehren die Meinung als vorhanden, daß der dem Hunde nahverwandte Wolf menschliche Körper völlig verschlingen könne, und diese selbst dann noch eine Art von Leben in sich beherbergten. Zwischen dem Wolfe, der einen Menschen zerriß und deshalb getötet, und demjenigen, der vielleicht nur aus Jagdlust erlegt worden war, wurde zweifellos ein großer Unterschied gemacht. Der von dem Wolfe verschlungen geglaubte Mensch hatte eine Art von Seelenwanderung zu erleiden. Im Leibe des leichengierigen Hundes oder Wolfes lag des Jägers ältestes Grab. Der Tod wird vielfach in die Gestalt dieser Bestien gekleidet. Unendlich viel älter als die Vorstellung von dem Hause des Hades, ist die von dem unersättlichen Bauche des Todes. Von ihren Hunden geleitet, durchschreiten die deutschen Todesdämonen die Wälder. In Frauengestaltung, das Seil in der Hand haltend, gehen sie daher; so kennen sie die älteren Texte. Jünger ist die Vorstellung von der Hel; in düsterer Pracht reitet diese auf schwarzem Rosse, mit Fangstrick und Rüde gerüstet, ihres Weges, den Todgeweihten in ihr einsames Reich zu entführen. Diese Stätte des Todes bestätigt von neuem den auffälligen Parallelismus zwischen den Ideen der verschiedenartigsten Völker; denn die Hel ist dem Hades und der Scheol aufs engste verwandt — ein einförmiges Reich der Nacht, die Trostlosigkeit der Grabesvorstellung weiterspinnend. Das Wort ist unserem „hehlen" in „verhehlen"

etymologisch benachbart; ich erinnere an den verhüllenden Hut Wodans und die Tarnkappe der Zwerge. Einer solchen Ausrüstung ganz analog ist der, die gleiche Eigenschaft verleihende, Hut des griechischen Totengottes und der Name des Hades; denn dieses Wort, ursprünglich Aïdes, Avides lautend und mit dem lateinischen Verbum videre verwandt, bezeichnet ebenfalls die Unsichtbarkeit des Totenreichs, die Finsternis des Grabes und die ewig sich gleich bleibende Unmöglichkeit, in jenes Reich der Schatten einen Einblick zu gewinnen. Diese Vorstellung von einem gemeinschaftlichen Totenreiche konnte erst in einer Zeit, die sich als politische und soziale Einheit wußte, Platz greifen; erst das oberirdische Reich konnte die Idee eines unterirdischen hervorrufen.

Den Jägerstämmen war eine solche Meinung vielleicht wenig geläufig; sicherlich standen neben ihr andere, populärere. Der Aufenthalt der Toten wird bei den noch nicht seßhaft gewordenen Stämmen vielmehr hier auf Erden, wenngleich in fernen, schwer erreichbaren Gegenden angenommen. Unsere Vorfahren nahmen in dem undurchdringlichen Dickicht ihrer Urwälder, die sicherlich so manchen Jäger in ihren Tiefen für immer geborgen hatten, einen Seelenwohnsitz an. Man klopfte, wie ganz niedrig stehende Völker es noch heute tun, an ein dichtes Buschwerk, gleichsam um den Toten aus diesem herauszuschrecken. Das finstere Reich des Todes erschien dem Waldbewohner als Labyrinth, zu dessen Ausgangspunkte sich niemand mehr zurückfinden konnte. Wir wissen, wie die verirrenden Kinder des Märchens Brotstücke und kleine Steine auf den Weg streuen, um wieder zur Heimat zurückzugelangen. Ganz ähnlich kennzeichnen Indianerstämme noch heute ihre Waldwege. Wenn man aber an die Bahre frisch Verstorbener Getreidekörner oder Erbsen streut, oder einen Rasen vor die Tür verpflanzt und des Glaubens ist, daß die Zwerge dann nicht mehr zur Wohnung der Menschen zurückkehren könnten — denn sie müßten zuvor alle Körner bzw. Halme zählen — so liegt darin eine der zahlreichen Abwehrhandlungen, die im Totenkultus immer von neuem zu beobachten sind. Die Zwerge sind Seelen Verstorbener, denen durch das Hinstreuen von Körnern usw. ein künstliches Labyrinth geschaffen wird. Für sie hat jeder Halm die Größe eines Baumes, und ein jeder muß gezählt werden, d. h. die Totengeister

müssen alle jene Stämmchen passieren. Eng verwandt ist eine Sitte, die bei manchen Orinokostämmen vorkommt: vom Lager eines Sterbenden wird dort eine Schnur in den Wald hinausgezogen, damit die Seele an ihr den Weg ins Freie finde und nicht in der Hütte verweile.

Die Furcht vor dem Aufenthalte des Toten in der Behausung der Lebendigen ist groß und allgemein. Wir wissen, wie ängstlich der Aberglaube aller Völker gerade dieses Verbleiben des Abgeschiedenen im Sterbehause zu verhindern versucht. Man öffnet beim Tode eines Menschen dessen Fenster, damit die Seele hinwegfliegen könne, man legt sämtliche Reste der Grabkränze, die volle Kleidung des Toten, in den Sarg und fegt das Zimmer gründlich mit einem Besen aus, den man alsdann vernichtet. Wenn der Leichentransport auf halbem Wege zum Friedhofe anlangt, so werden daheim Tische und Stühle umgekippt, gleich als wollte man dadurch den Geist gewaltsam aus dem Hause entfernen. Diese Furcht vor dem Toten lehrt am besten, daß man sich Geist und Körper noch als eine Einheit vorstellte. Darum sagen die Fischer der Kurischen Nehrung, der Tote lege sich erst auf halbem Wege zum Friedhofe in den Sarg, der deshalb alsdann sehr schwer werde, hinein. Weit verbreitet ist die ebenfalls ostpreußische Meinung, der Geist des Verstorbenen geleite den Kondukt oder gehe ihm voran, und in Island sagt man: Begegnet jemand einem Begräbnisse, so soll er demselben nicht gerade entgegengehen, denn sonst stößt man auf den Geist des Verstorbenen. — Der niedere Dämonenglaube, der hier vorwaltet, äußert sich besonders klar in dem Brauche, für die Leichentransporte eigene, keinem anderen Zwecke dienende Wege zu schaffen. Überall liegt die leicht begreifliche Meinung zugrunde, der Tote könne bei seinen gespensterhaften Besuchen stets nur denjenigen Weg wählen, auf dem er davongegangen ist. Daher werden eigene Totenwege geschaffen, indem man die Leiche nicht zur Türe, sondern zum Fenster aus dem Hause heraus entfernt. Doch ist auch in Deutschland und weit darüber hinaus die Sitte bezeugt, ein Loch in die Mauer zu brechen, und durch dieses die Leiche hindurch- und aus dem Sterbehause herauszuziehen. Eine solche Öffnung wird selbstverständlich nachher vermauert. Die gewaltsamsten Mittel, sich des Toten zu entledigen, werden aber bei dem Vampyr, bei uns „Nachzehrer" genannt, angewendet. — Es gibt Leichen, die den

Schein des Lebens oft überraschend lange bewahren. Ihre Glieder sind von der Leichenstarre nur vorübergehend betroffen, die Wangen bisweilen rot. Solche Toten können sich nach dem Volksglauben von der Erde nicht trennen. Sie kehren zu den Lebenden zurück und verursachen den Tod einzelner Personen oder gar Seuchen und Pest. Um dies zu verhindern, schreckt man vor der Leichenverstümmelung nicht zurück. Man schlägt dem Toten das Haupt ab und zertrümmert es oder legt es zwischen die Beine. Dies ist im germanischen Gebiet sowohl in alter wie in neuer Zeit bekannt. Bei Burchard von Worms und Saxo Grammaticus hören wir von der Pfählung eines ungetauft gestorbenen Kindes und einer Kindbetterin. Sich im Interesse des überlebenden Kindes vor der gespenstischen Rückkehr einer jungen Mutter besonders lebhaft zu fürchten, glaubte man naheliegenden Grund zu haben. Das Band zwischen Mutter und Kind erschien eben dem deutschen Volksgemüt als unzerreißlich.

Erst der später zur Geltung kommende Glaube, daß selbst die Leiche einer Mutter ihrem Kinde nicht unheilvoll werden kann, führt uns in das eigentliche Gebiet des Seelenglaubens ein; denn in der Vorstellung von der Hel sahen wir nichts anderes als die Erweiterung einer empirischen Beobachtung. Ja, selbst in der Annahme von Gespensterwesen konnten wir keinen Ausdruck einer religiösen Idee erblicken. Oder sind diese Geister etwa Lebewesen aus einer anderen Welt? Sind sie befähigt, handelnd in das menschliche Leben einzugreifen? Keineswegs! Der Gespenstergeschichten, wie man sie noch heute in jedem Dorfe hören kann, gibt es hunderttausende. Ihre Grundzüge aber sind überall die gleichen. Die Toten werden trotz ihres geisternden Lebens eben als Tote, nicht als Wiedererstandene angesehen und als solche durch ihre Leichenfarbe, ihr Gewand, das Starre ihrer Formen gekennzeichnet. Sie wandeln stets nur bestimmte Wege, die sie im Leben gegangen sind. Sie handeln nicht, wenngleich sie bisweilen ihren Körper mit dem eines Lebenden zu dessen Verderben in Berührung bringen. Sie erscheinen im Traume. Dann ist ihnen sogar die Gabe der Prophetie eigen. — Es ist ohne weiteres klar, daß der Gespensterglaube nichts anderes als die Reaktion der Überlebenden auf den furchtbaren Eindruck des Todes ist. Solange es Menschen gibt, werden deren Angehörige als Geister die Ihrigen aufsuchen,

werden sie im Wachen bedrohen, im Schlafe ängstigen. Keine Religion vermag hier wirksam einzugreifen. Das Gefühl, der Tote sei noch nicht ganz geschieden, hat dahin geführt, daß man ihm die wichtigsten Lebensbedürfnisse in den Sarg mitgab. Hierzu gehörte bei der Frau die Spindel, beim Manne bis in späte Tage, ja bis heute, die Branntweinflasche und die Pfeife; ehemals auch die ganze kriegerische Rüstung, das Lieblingspferd mit eingeschlossen. Nicht die Liebe des Überlebenden war das Motiv dieser Gaben, die oft recht kostbar waren, da Geld und Schmuck zu ihnen gerechnet wurden; vielmehr führte die Furcht vor der geisternden Rückkehr des Toten zu dem über die ganze Erde verbreiteten Brauche. Die Habseligkeiten der Dahingegangenen waren das einzige, was zwischen ihnen und der Welt des Lebens eine Brücke schlug. Das Gefühl hierfür zeigt sich bei uns in Ostpreußen noch in der alten Sitte lebendig, beim Tode des Hausherrn alle Habe desselben von ihrem Platze zu verschieben, als wollte man sie dadurch aus des Toten Gewalt befreien. Die vergleichende Wissenschaft lehrt, daß die kleine Geldmünze, die man noch heute in den Mund der Leiche legt, ein spärlicher Ersatz für dessen ganzes Eigentum ist. Zu den ältesten, uns bezeugten Grabspenden gehört die dem kriegerischen, im Kampfe sterbenden Deutschen unentbehrliche Wundsalbe, deren Mitgabe schon im 11. Jahrhundert bezeugt ist. Das Pferd wurde dem Helden bereits seit prähistorischer Zeit in das Grab mitgegeben. Die Sitte, es am Grabe des Besitzers zu töten, hängt mit der Tatsache zusammen, daß in dem Rosse nichts Minderes als des Mannes unveräußerlicher Besitz gesehen wurde — zugleich die Quelle für den Brauch, Pferde den Göttern ganz oder teilweise zu schenken und die unerlaubte Benutzung oder gar den Diebstahl des Tieres mit dem Tode zu bedrohen. Die Idee, daß der Tote hoch zu Roß in die blumigen Gefilde des Jenseits reite, ist dem ganzen Gehalte der Vorstellung von dem düstern und einförmigen Totenreiche zuwider.

Was wollte denn aber jene tausendfach sich wiederholende Meinung, der Geist des Toten gehe auf einförmigem Wege seine Straße entlang, dem Überlebenden sagen? — Daß diese Idee im nordgermanischen Altertume nicht minder als im späteren Deutschland vorhanden war, ist allgemein bekannt. Wenn wir von „abspazieren", „ins Jenseits reisen" reden, wenn die Edda die Wendung gebraucht: „Lasse sie niemand verleiden den langen Gang" im

Sinne von: „Verhindere sie niemand am Selbstmorde", so liegt die erwähnte alte Meinung zugrunde. Das „Viaticum" des römisch-katholischen Kultus, die Wegzehrung, bedeutet das dem Sterbenden gereichte letzte Abendmahl. In mythischer Verdichtung finden wir die genannte Idee im Grimmschen Märchen, wenn dort eine arme Person zu einem Walde gelangt, durch diesen hindurch und zu einem Flusse kommt, über den die Fähre eines schweigenden Mannes dahingleitet. Nicht anders aber berichtet auch die Edda in dem Sinfiötli-Liede: „Sigmund trug", so heißt es da, „ihn (seinen Sohn, nach dem das Land benannt) weite Wege in seinen Armen, und kam da zu einer langen, schmalen Furt: da war ein kleines Schiff und ein Mann darin. Der bot dem Sigmund die Fahrt an über die Furt. Als aber Sigmund die Leiche ins Schiff trug, da war das Boot geladen. Der Mann sprach zu Sigmund, er solle durch die Furt vorangehen. Da stieß der Mann ab mit dem Schiffe und verschwand bald." Ganz deutlich zeigen sich hier die Sagen von der Seelenüberfahrt mit denen von der Wanderung der Toten und von dem Totenschiffer, dem griechischen Charon, kombiniert. Wir lernen dabei zunächst den Glauben kennen, daß der Tote, aus dem Bereiche der Lebendigen im eigentlichen Sinne davonwandernd, sich allmählich entferne. Diese Auffassung steht im Widerspruche zu der Meinung, Geist und Körper der jungen Leiche hingen unauflöslich miteinander zusammen. Die Beobachtung der Totengebräuche beweist jedoch, daß diese Lehre von der Einheit von Kraft und Stoff nur bis zum Augenblicke des Begräbnisses in ihrer vollen Kraßheit aufrecht erhalten wurde. Die Versuche, den Toten durch Trinkgelage zu versöhnen (das Minne-, d. h. Gedächtnistrinken, das Zechen zu Ehren des Toten an bestimmten Tagen, die Trankspenden am Grabe), werden zwar nach der Beerdigung eine Zeitlang fortgesetzt; zugleich aber entledigt man sich des mehr gefürchteten als geliebten Gastes durch Ausfegen der Sterbehütte, Umkippen der Stühle usw. Die unterbrochene Arbeit wird sogleich nach der Beerdigung wieder aufgenommen, und der Lebende dem Leben zurückgegeben. Diese Beobachtung der befreienden Wirkung des Begräbnisses ist von entscheidender Wichtigkeit, denn sie lehrt uns die Sitte der Erdbestattung verstehen: offenbar beabsichtigte diese, den Toten für den überlebenden unschädlich zu machen. — Nur scheinbar

widersprechen dieser Auffassung einzelne Gebräuche. Wenn man den Toten ins Grab hineinsenkte, gab man ihm zwar noch einige Speise mit, glaubte aber nicht, daß dieselbe erneuert werden müsse oder könne. Ein Licht, das man ihm in den Sarg gelegt, sollte für ewig die Grabesfinsternis erträglich machen. Kurz, die leibliche Pflege des Toten wird durch die Auftürmung jener Erdschicht, die das Reich der Ober- von dem der Unterwelt trennt, für immer unmöglich. Die Sitten des Begrabens oder Verbrennens der Leichen hatten den Zweck, eine Scheidung zwischen Leben und Tod herbeizuführen, wie sie der geänstigten Phantasie, der Unfähigkeit der alten Zeit, in dem Tode ein ewiges Aufhören der Lebensfunktionen zu sehen, so erwünscht sein mußte. Aber noch ein anderes lehrt uns die Beobachtung, die Totenpflege erfahre mit dem Augenblicke der Bestattung einen Wendepunkt: sie führt uns zu dem Verständnisse des Glaubens an die Reise der Seele ins Jenseits. Meinte man bisher, die Seele umflattere drei Tage lang des Toten Haupt, so konnte die Verschleierung des schrecklichen Bildes der Verwesung nach und nach tröstlicheren Vorstellungen Platz verschaffen. Der Abgeschiedene fehlt uns, sobald seinen Leib die Erde verborgen; er scheint abwesend, fortgegangen, verreist zu sein. Man sucht ihn und hofft lange Zeit hindurch, ihn finden zu können. In jener Ära, die den Kultus der Vorfahren bereits der Staatsreligion einverleibt hatte, glaubte man dies Wiederkommen der Geister, von deren Leibern man nun nichts mehr zu fürchten hatte, deren geistiges Selbst hingegen dem Herzen der Überlebenden teuer geblieben war, an bestimmte Tage gebunden. Deshalb streute man zur Neujahrszeit Asche vor den Herd: — so will es die ostpreußische Sitte; der Überlebende hofft alsdann, am nächsten Morgen des Toten Fußspuren in ihr erkennen zu können; man heizt den Ofen und stellt Brot auf den Tisch, damit der wiederkehrende Geist sich wärmen und sättigen könne. So wiederholt sich die Idee der Rückkehr des Verstorbenen, die zu den Abwehrhandlungen eines blöden Dämonenglaubens geführt hatte, bekleidet mit reinerem Gewande, in den unschuldig-rührenden Handlungen des Ahnenkults. Das Gespenst der einzelnen Person ist zu dem gütigen und segnenden Schutzgeiste der Familie, des Dorfes geworden.

Wie die bis zur neuesten Zeit festgehaltenen Leichenschmäuse ursprünglich dem Toten zugute kommen sollten, so wurde das feier-

liche Totenopfer, bei dem Stiere und Böcke geschlachtet wurden, wohl von allen Stämmen des heidnischen Deutschlands vollzogen. Daran knüpften sich periodische, an gewisse auf das Begräbnis folgende Tage gebundene Feste (sie fanden etwa am 3., 7. und 30. Tage statt), die zunächst der Abwehr des Verstorbenen galten. Allmählich wurden sie von dessen Persönlichkeit losgelöst und auf den Jahresanfang übertragen. Hierdurch führten sie zum Ahnenkultus, der sich nicht mehr mit dem einzelnen Verstorbenen, sondern mit der ganzen Kette der Vorfahren beschäftigte und so zugleich zum Ausdruck und zur Vorbedingung eines außerordentlich wirksamen religiösen und sozialen Konservativismus wurde. — Von der Verehrung des Toten bis zu seiner Vergöttlichung, für die uns die Religion der Japaner und Chinesen die deutlichsten Beispiele liefert, ist nur ein Schritt; auch dieser wurde getan, doch bleibt die Apotheose in der Regel auf Könige beschränkt. Gott, König und Vater sind für die antike Welt oft synonyme Begriffe. Die Urväter der einzelnen Stämme werden als deren Könige, diese als Abkömmlinge von Göttern verehrt. Auch die Germanen sind von den Handlungen des Familienkultus über die Brücke der Verehrung der einzelnen Stammesoberhäupter zum Ahnendienst als staatsreligiöser Verrichtung vorgedrungen.

Prüfen wir noch kurz die kulturhistorische Grundlage, auf der diese Meinung fußen mußte. Wenn der Jäger seine Toten im Dickicht der Urwälder, der Fischer sie im Reiche der Ran, der Wassergottheit, oder in jenen versunkenen Städten eines alten Fischerglaubens (Vineta-Motiv!) suchte, wer anders als der Nomade wäre dann jemals zu der Idee hindurchgedrungen, der Verlorene hätte sich, sei es freiwillig, sei es vom Tode oder seinen Dämonen entführt, auf jene lange Reise, in jenes Land begeben, von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt? Noch heute werden, nach dem Ausspruche eines Mannes der Königsberger Umgebung, dem Sterbenden alle diejenigen Dinge ins Grab mitgegeben, die er zu einer langen Reise braucht. Dazu gehören, wie ein weithin beobachteter Brauch lehrt, charakteristischerweise vor allem auch neue Schuhe. Keine Grabmitgabe ist deshalb häufiger als eben diese, kein Ausrüstungsstück für eine Reise unentbehrlicher als dieses.

Wohin führt nun aber dieser weite Weg? so fragen wir. Eine einheitliche Antwort hierauf zu geben, ist unmöglich. Die Tat-

sache und Art der Bestattung ist zweifellos eines derjenigen Momente, die bei der speziellen Ausgestaltung des Jenseitsglaubens die erste Rolle spielen. Sah man den kaum bestatteten Körper in der Nähe des Hauses allmählich vermodern, so fiel er wahrscheinlich langsam der Vergessenheit anheim. In jenes Reich der Hel sank er zurück, in dem Gestalt, Namen und Wesen der Dahingeschiedenen schwinden. Hatte aber der Nomade auf dem langen Reisezuge seines Stammes plötzlich sein Leben eingebüßt, so setzte vielleicht die tröstlichere Vorstellung ein, der Verlorengegangene sei gar nicht tot, er sei vielmehr in weite Fernen, die dem Lebenden schwer oder überhaupt nicht zugänglich sind, gewandert. Man erwäge auch, daß die Erde als Fläche galt und in ihrer gesamten Ausdehnung für unendlich angesehen wurde, zudem größtenteils unbekannt war. So gewann denn die Phantasie ihr freies Recht. Die dem Menschengeschlecht unerschütterlich tief eingewurzelten Meinungen, daß gerade sein Land und seine Zeit die denkbar schlechtesten seien, führte zu dem Glauben an Glückliche Inseln (Robinsonmotiv), an selige Landstriche voll lachender Haine und arbeitslosen Genusses. Es ist nun freilich klar, daß solche Gegenden wahre Völkerwanderungen zu erleiden gehabt hätten, wenn sie nicht von der Natur den Menschen verborgen gehalten wären. Deshalb sind die Glücklichen Inseln schwer erreichbar, jene Länder voller Fruchtbarkeit und üppiger Pracht von hohen Gärten und Mauern umschlossen. Unser Wort „Garten" bezeichnet einen umzäunten Platz, wie ihn der Rosengarten des Königs Laurin darstellt; Rosengarten war der alte, häufig gebrauchte Ausdruck für Friedhof. Ein anderes Wort für Garten findet sich schon in den Avesta-Texten; es heißt in unserer Sprache Paradies. Das Paradies, das ja bald an den Anfang der Zeit, bald an das Ende der Welt versetzt wird, ist im Sinne der Vorzeit eine Stätte der Entrückung für manche verirrten, müden Wanderer, sei es in Persien oder Indien, bei den Juden oder Germanen, gewesen. Vergröbern wir aber diese Vorstellung um ein weniges, so gewinnen wir aus dem Paradies mit seiner hohen Mauer, seinem bewachten Eingange und himmlischen Genüssen das diesem völlig analoge und jedenfalls aus ihm entwickelte Schlaraffenland.

Es ist klar, daß immer nur einzelnen Helden der Sage das Glück erblüht, in jene erträumten Regionen zu gelangen. Meist wird das

Mühselige, Endlose der Wanderung als solcher betont. Sie schließt notwendigerweise im äußersten Falle eben dort ab, wo auch die Erde endigt. Diese schwimmt im unermeßlichen Weltmeer, dem Okeanos der Griechen. Deshalb müssen die Toten meist über Gewässer hinübersetzen; oder aber es verhindern himmelhohe Berge den weiteren Gang. Oft werden diese Motive kombiniert, und Glasberg, Wald und Wasser treten in derselben Sage auf. Wie gering die räumliche Entfernung zu sein brauchte, die Diesseits und Jenseits voneinander trennt, lehrt die Meinung der Bewohner der Bretagne, daß die ihnen gegenüberliegende angelsächsische Küste das Engelland, Land der Engel, sei; ein geisterhafter Schiffer bewerkstellige dorthin die Überfahrt. Wie leicht der arme Nomade die Pfade, die ins Jenseits führten, als Fortsetzung des irdischen Weges durch das Leben ansehen konnte, zeigt uns die Meinung, daß Pferde (oder Kühe) den einzelnen entrücken könnten. Das Roß entführte den Siechen in unbekannte Fernen, wie es den lebenden Nomaden trug. Die Vorwelt konnte im Jenseits eben nichts anderes als eine Verlängerung des Diesseits sehen und beantwortete die Frage: „Wo ist der Tote geblieben?" nicht generell, sondern speziell, je nach den Umständen seines Todes und den Lieblingsneigungen seines Lebens, von denen er nicht unabhängig gedacht werden konnte.

Nicht für alle Folgezeit durfte dies gelten. Je mehr die Götter zu Personen wurden und einen eigenen Hofstaat bekamen, mußte sich die Meinung Bahn brechen, daß sie ihr Gefolge durch die Schar ihrer Anhänger zu vergrößern, den einzelnen Getreuen aus Not und Gefahr in ihre Götterburgen zu entrücken bemüht seien. Das Treuverhältnis zwischen Wodan und seinen Helden, das diese, auf dem Schlachtfelde sterbend, symbolisch durch Einritzen mit einem Speere vollzogen, löste sich im Tode nicht. Der irdische Gefolgsmann kam in die Götterburg seines himmlischen Schlachtenführers, seines Herzogs, und erfuhr, was dieser ihm bieten konnte, an Genuß und Freude aller Art. Fürwahr, das Leben der Edelsten und Tapfersten unserer Vorfahren wäre sehr arm gewesen, hätte es nicht mit dem Lichtblicke auf eine bessere Zukunft geschlossen.

...Eine glückliche Ergänzung der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt"... sind:

Teubners kleine Fachwörterbücher

Sie geben rasch und zuverlässig Auskunft auf jedem Spezialgebiete und lassen sich je nach den Interessen und den Mitteln des einzelnen nach und nach zu einer Enzyklopädie aller Wissenszweige erweitern.

„Mit diesen kleinen Fachwörterbüchern hat der Verlag Teubner wieder einen sehr glücklichen Griff getan. Sie ersetzen tatsächlich für ihre Sondergebiete ein Konversationslexikon und werden gewiß großen Anklang finden." (Deutsche Warte.)

Bisher erschienen:

Philosophisches Wörterbuch von Studienrat Dr. P. Thormeyer. 3. Aufl. (Bd. 4.) Geb. *RM* 4.—

Psychologisches Wörterbuch von Privatdozent Dr. F. Giese. Mit zahlr. Fig. (Bd. 7.) [In Vorb. 1927.]

Wörterbuch zur deutschen Literatur von Oberstudienrat Dr. H. Röhl. (Bd. 14.) Geb. *RM* 3.60

Musikalisches Wörterbuch von Prof. Dr. H. J. Moser. (Bd. 12.) Geb. *RM* 3.20

Kunstgeschichtliches Wörterbuch von Dr. H. Vollmer. (Bd. 13.) [Erscheint Ende Sommer 1927.] Ausführliche Anzeige s. nächste Seite.

Physikalisches Wörterbuch von Prof. Dr. G. Berndt. Mit 81 Fig. (Bd. 5.) Geb. *RM* 3.60

Chemisches Wörterbuch von Prof. Dr. H. Remy. Mit 15 Abb. u. 5 Tabellen. (Bd. 10/11.) Geb. *RM* 8.60, in Halbln. *RM* 10.60

Geographisches Wörterbuch von Prof. Dr. O. Kende. Allgemeine Erdkunde. 2. Aufl. Mit zahlr. Abb. (Bd. 8.) [U. d. Pr. 1927.]

Zoologisches Wörterbuch von Dr. Th. Knottnerus-Meyer. (Bd. 2.) Geb. *RM* 4.—

Botanisches Wörterbuch von Prof. Dr. O. Gerke. Mit 103 Abb. (Bd. 1.) Geb. *RM* 4.—

Wörterbuch der Warenkunde von Prof. Dr. M. Pietsch. (Bd. 3.) Geb. *RM* 4.60

Handelswörterbuch von Handelsschuldirektor Dr. V. Sittel und Justizrat Dr. M. Strauß. Zugleich fünfsprachiges Wörterbuch, zusammengestellt v. V. Armhaus, verpfl. Dolmetscher. (Bd. 9.) Geb. *RM* 4.60

Weiterhin befinden sich in Vorbereitung 1927:

Volkskundliches Wörterbuch von Prof. Dr. E. Fehrle.

Astronomisches Wörterbuch von Dr. J. Weber.

Die deutsche Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus

Von Prof. Dr. R. Hamann. Mit 362 Abb. u. 10 mehrfarb. Tafeln. Geh. *RM* 28.-, in Buckramleinen *RM* 36.-, in Halbleder geb. *RM* 45.-

„Das Buch ist glänzend geschrieben, gliedert den ungeheuren und mannigfaltigen Stoff in übersichtlicher Art und legt Nachdruck auf manche bisher vernachlässigte Epochen, wie zum Beispiel die deutsche Malerei der Zopfzeit ... Besonders zu loben ist die schöne Ausstattung. Die Bildbeilagen sind durchweg ganz vorzüglich ausgeführt." (Neue Freie Presse.)

Marburger Kunstbücher für Jedermann

Neu ist erschienen:

Malerei der Goethezeit

Sechzig ganzseitige Abbildungen mit einer Einleitung von K. Schauer. Kart. *RM* 4.—, in Leinen *RM* 6.—

Weiter liegen vor:

Griechische Tempel — Olympische Kunst — Tempel Italiens
Deutsche Köpfe — Deutsche Ornamente

Jeder Band m. 60 ganzseit. Abb. u. Einleit. kart. *RM* 3.—, in Leinen *RM* 5.—

Kunstgeschichtliches Wörterbuch

Von Dr. H. Vollmer. (Teubn. kl. Fachwörterb. Bd. 13.) [Ersch. Aug. 1927.]

Das „Kunstgeschichtliche Wörterbuch" stellt ein Kompendium der gesamten Kunstgeschichte dar. In alphabetischer Anordnung gibt es Erläuterungen der hauptsächlichsten, dem Gebiete der Kunstgeschichte angehörigen Begriffe, unter Einbeziehung von Erklärungen der Techniken der verschiedenen Künste und der wichtigsten kunstgeschichtlichen Fachausdrücke. So erleichtert es auch den Zugang zur Lektüre kunstgeschichtlicher Fachwerke.

Nordlandhelden

Ein Sagenbuch von Hermann Eicke. Mit 10 Originalholzschnitten von Hanns Zethmeyer. In Leinen geb. *RM* 10.—

... Ein starker Dreiklang von Mannhaftigkeit, Wagemut und Treue.

Deutschland in den weltgeschichtlichen Wandlungen des letzten Jahrhunderts

Von Prof. Dr. F. Schnabel. Mit 16 Bildern in Kupfertiefdr. Geb. *RM* 9.-

„Jedem Gebildeten, der sich von höheren Warten aus einen klaren Überblick der Geschichte der letzten 100 Jahre verschaffen will, sei das Buch dringend empfohlen, aber auch zur Anschaffung in den Schülerbibliotheken für reifere Schüler und als Prämie." (Das humanist. Gymnas.)

Die antike Kultur

in ihren Hauptzügen dargest. v. Oberst.-Dir. Prof. Dr. F. Poland, Dir. Dr. E. Reisinger u. Oberst.-Dir. Prof. Dr. R. Wagner. 2. Aufl. Mit 130 Abb. im Text, 6 ein- u. mehrfarb. Tafeln u. 2 Plänen. In Leinwand geb. *RM* 12.-

Körper und Rhythmus

Griechische Bildwerke. 52 ganzseitige Abb. Mit einer Einführung von Geheimrat Dir. Dr. Fr. Back. Kart. *RM* 4.—, geb. *RM* 6.—

Dieses Heft zeigt, was Bildung des Körpers einem Volke war, dem sie als sittliche Pflicht galt, bei dem sie religiöse Weihe hatte, wo Einfühlung in das Wesen des Körpers die Meister, die selbst in gymnastischer Übung aufgewachsen waren, zur Darstellung lebendiger Schönheit und der von innerem Gesetz bestimmten Bewegung, des Rhythmus, führte. So kann es Wegweiser werden für das neuerwachte Gefühl der Körperlichkeit in unserer Zeit.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Künstlerischer Wandschmuck
für Haus und Schule
Teubners K...

286242
AnF
N3843g
Author Negelein, Julius von
Title Germanische Mythologie.
NAME OF BORROWER.
DATE.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

...llst.
...ofriese
...ältlich.
...M 7.50.
RM -.60
RM -.50.
Der Besuch.
näherungs-
...mern
...ei farbige
...der Fries
...sieben
... und

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin